

# Der Rabbi von Suwalki

Novelle

von

**Selig Schachnowitz**

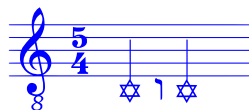
+

Noten für das Stück

**Heimkehr**

für

klassische Gitarre



© 2026 Musikverlag Ulrich Greve  
Musikverlag Ulrich Greve, Keßlerstr. 14, D-90489 Nürnberg  
Website: <https://ulrich-greve.eu>  
UG 1293

# **Der Rabbi von Suwalki.**

Novelle

von

**S. Schachnowitz**

1915

Im kleinen ostpreußischen Seebade lag alles wie in einem Schleier grauer Nebel, von denen man nicht wusste, woher sie kamen und wohin sie sich verzogen. Undurchdringlich zitterte der rauchgraue schwelende Schleier über dem Meeresspiegel. Und ein seltsames Rauschen kam, von den Wogen getragen, aus weiten, weiten ungekannten Fernen.

Eine Unruhe hatte auch die Menschen, die aus zweier Herren Ländern hier am geruhsamen Strande zusammentrafen, seit Tagen erfasst, über die man sich nicht recht klar war. Irgendwas war irgendwo geschehen oder sollte noch geschehen, oder war gerade im Entstehen begriffen, wovon sich die Wogen in stillen Nächten erst noch leise und geheimnisvoll zuraunten. Dort oben am nördlichen Horizont, in der Richtung nach Memel und Libau, nahm das nebelschwere Wasser einen Himmel auf, der grau, bleiern und unheilswanger der Entladung harrte. Fragenden Blickes sahen die Menschen dorthin und aller Augen trugen die bange Frage: Was tun? Abwarten oder heimfahren?

Der Rabbi von Suwalki hatte schon beim Erwachen im Giebelhäuschen unweit der nicht

sehr baumreichen Strandpromenade die aufgeregten Gesichter am Kioske, wo gerade die Königsberger Zeitungen anlangten, wahrgenommen. Er ließ sich jedoch in seiner bedächtigen Ruhe und Andacht nicht stören, absolvierte auch noch in aller Gelassenheit sein übliches Pensum aus dem auf dem Tische immer bereitliegenden Folianten. Jetzt erst ließ er sich von Miri, seiner Tochter, die ihm den Morgenkaffee brachte, das Neueste aus der Zeitung berichten. Österreich-Ungarn habe Serbien ein Ultimatum gestellt. Es gebe Krieg. Mit Österreich gehe Deutschland. Serbien habe Russland als Rückenschutz. Es war so die allgemeine Meinung. Und in Miris lebendigen Augen lag die stauende Unruhe eines auf der Schaukel mitten in den lustigsten Bewegungen unsicher gewordenen Kindes. „Die Leute sind unschlüssig“, erzählte sie, „sie wissen nicht, ob sie heimflüchten, so lange es Zeit ist, oder hier Zuflucht suchen sollen.“

Bald kamen auch schon andere Kurgäste zum Rabbi hinauf Joelsohn, ein behäbiger Fabrikant aus Libau, ein weltkluger Mann von europäischen Manieren. Dann Gluskin, ein Holzhändler aus der Gegend bei Kowno, der im Gehen halblaut vor sich sang und gern in Bibel- und Talmudsätzen sprach und witzelte, zuletzt Jekel Rosenblum, ein chassidischer Getreidehändler aus Polen, ein kleines Männchen voll Rührigkeit und froher Regsamkeit. Der Holzhändler aus Kowno runzelte die Stirn. Es saß in den Runen die Sorge um sein Vermögen,

das in Form von Holzstämmen zwischen Kowno und Tilsit die Memel hinunter schwamm.

„Nun Rabbi“, fing er zuerst an, „was sagt Ihr wohl zum Liebesbrief Franz Josefs an den schwarzen Peter? Und da schwimmt mein Holz stromab, als sei nichts geschehen, wie es im Possuk heißt: „Schicke dein Brot aufs Wasser, denn nach vielen Tagen findest es wieder“, oder wie die Gemoro sich ausdrückt: „Man legt sein Geld aufs Horn des Hirsches.“

Der Rabbi reckte seine hohe, majestätische Gestalt und verwies Gluskin mit strafender Miene.

„Es steht mehr auf dem Spiel als euer Holz. Aber warten wir ab. Der Könige und Fürsten Herzen sind in Gottes Hand.“

Herr Joelsohn aus Libau politisierte: „Die Serben inszenieren Meuchelmorde, aber stellen sich nicht im offenen Felde; sie geben klein bei, Ihr werdet schon sehen — —.“

„Morgen trifft dies Zeichen ein“, zitierte der Litauer aus der Schrift.

„Ob sie nachgeben oder nicht“, warf der kleine Chassid aus Polen schmunzelnd ein, „ist nicht meine Sorge. Ich lasse mir darum die Kur nicht verderben.“

Und wenn's bald wie in Josua heißt: „Jericho gesperrt und geschlossen, keiner mehr aus noch ein“, was dann?“, sang der bibeltreue Litauer, immer noch mit den Gedanken bei seinem schwimmenden Holze.

„Dann bleiben wir ruhig eingeschlossen“, lachte Rosenblum, „sie machen es dort gerade so gut ohne uns.“

All diese Hin- und Widerrede sollte nur dem Rabbi das Stichwort für seine Äußerung geben. Fragend ruhten aller Blicke auf ihm. Dieser sah wie träumend aufs weite Meer hinaus und seine Stimme klang wie aus fernen Welten.

„Man soll nichts im Voraus sagen, aber die Tage der Trauer, in denen wir uns jetzt befinden, erzählen uns vom Blute, das siedend heiß in den Straßen Jerusalems floss und nicht eher zur Ruhe kam, als bis Nebusarodon ihm ganze Ströme neuen Blutes zuführte, der Besten und Edelsten. Gebe Gott, das ungesühnte Blut in den Straßen Serajewos erheische nicht die gleichen Massenopfer. Es sieht sehr düster um uns aus.“

„Finster und glatt und vom Gottesengel gestoßen“, bekräftigte Gluskin mit einem Psalmverse.

Miri, die den Gästen aus der primitiven Tonkanne den Tee einschenkte, im Übrigen aber ohne besondere innere Teilnahme auf die Unterhaltung der erfahrenen Männer hinhörte, horchte jetzt scharf auf, und ein seltsames Feuer kam in ihr schönes, dunkles Auge. Unten hielt der leichte Wagen Dr. Eberlins. Und schon erdröhnte die Holzterrasse unter den tänzelnden Schritten des Arztes. Frisch und froh, wie immer trat er mit leichter Verbeugung in die Gesellschaft und schob Rabbi Schlomo, der sich ihm zu Ehren erheben wollte, sanft in seinen Sessel zurück.

„Nun, wie geht es, lieber Rabbi, mit dem guten, weichen Herzen? Gut geschlafen? Und Ihnen, Fräulein Miri, gut achtgegeben auf Väterchen, wie immer?“

Ein warmer Strahl ging von den hellen Augen des jungen schlanken Arztes aus und trug Heiterkeit in fremde Herzen.

„Und was sagen nun Sie zur Sache, Herr Doktor?“, wurde er von allen Seiten bestürmt.

Dr. Eberlin hatte zu sehr den Menschen im Auge und Sinne, als dass er schon in aller Frühe Menschheitsfragen sein Interesse hätte zuwenden können. Er hatte unmittelbar nach der starkbesuchten Sprechstunde seine Besuche angetreten, zwar mit der Zeitung in der Tasche, die aber bei den geringen Entfernungen des kleinen Ortes gar nicht zu ihrem Rechte gelangte. Er hatte es sich absichtlich so eingerichtet, dass der letzte Besuch auf den Rabbi fiel, bei dem er gern eine über die Hast des Berufes hinaus bemessene Weile verbrachte. Er holte jetzt das Zeitungsblatt hervor und überflog den langen, mit vielen fettgedruckten Untertiteln versehenen Bericht auf der vordersten Seite.

„Das kann freilich eine lustige Geschichte werden!“, fasste Dr. Eberlin seine ersten Eindrücke zusammen.

„Sie glauben also auch, Herr Doktor?“, fragte Gluskin sehr besorgt. „Ist kein Balsam in Gilead, ist kein Arzt dort?“, fügte er noch mit dem Propheten hinzu. —

Er zog es für seine Person vor, den „Balsam von Gilead“ nicht hier, sondern in Königsberg abzuwarten, wohin er sich sofort auf den Weg machte. Für alle Fälle war es, wenn nötig, von dort aus leichter, gleich nach Sabbatausgang über die Grenze zu kommen, um vom schwimmenden Holze noch zu retten, was noch zu retten war.

Auch Joelsohn wollte als Mann von guten Manieren nicht weiter stören Und zog Rosenblum, der noch ganz gern ein wenig mit Arzt und Rabbi über höhere, jenseits von dieser Welt liegende Dinge geplaudert hätte, mit sich fort.

Der Arzt gab zum Fenster hinaus dem Kutscher Auftrag allein heimzufahren, zündete sich eine Zigarre an und machte es sich in dem Korbsessel gegenüber dem Rabbi ganz bequem. Miri machte sich mit glühenden Wangen und eiligen Bewegungen im Hause zu schaffen und hatte bald da, bald dort im geräumigen, altväterlichen Bauernzimmer etwas zurechtzurücken.

„Ich verstehe mich nicht auf Weltpolitik“, fing Eberlin an, da er des Vaters wie der Tochter fragende Blicke auf sich gerichtet fühlte, „aber die Wolken ziehen sich am politischen Himmel beängstigend zusammen. Serbien geht darauf nicht ein, und dann kracht es von allen Seiten.“

„Raten Sie uns abzufahren?“, fragte Miri, und ihr samtweiches Auge schlug wie in kindlicher Angst zum Arzt auf.

„Ich rate entschieden ab“, wandte er sich zum Vater. „Für Sie, lieber Rabbi, mit Ihrem wachswweichem jüdischen Herzen, das zerfließt in Mitleid beim Anblick menschlicher Not und jüdischer Tränen, ist jetzt nichts da drüben. Wird es ernst, so wird dem hiesigen Badeidyll bald ein rasches Ende gemacht und früher als ich gedacht, beziehe ich meine Winterresidenz in Berlin wieder. So gehen Sie, bester Herr Rabbiner, am liebsten mit mir dorthin und warten den Sturm, der nicht von langer Dauer sein kann, ab. Ihnen, einem Rabbi von so würdiger Erscheinung und loyaler Gesinnung, kann auch im Feindeslande nichts passieren.“

Dr. Eberlin tat einen langen Zug aus seiner Zigarre, sichtlich befriedigt ob seiner wohlgesetzten beweiskräftigen Rede.

„Und ich, mit meiner weniger würdigen Erscheinung und einwandfreien Gesinnung, was wird unterdessen aus mir?“, scherzte Miri gezwungen.

„Sie gehören zum Vater wie das Fenster zum Hause.“

„Ein kühner Vergleich, Herr Doktor.“

„Mag sein, aber ein treffender. Das Fenster führt dem Hause Licht, Sonne und frische Luft zu, ist sein Auge, mit dem es in die Welt schaut. — — — Das sind Sie, liebes Fräulein Miri, Ihrem Vater. Ist der Rabbi bei uns in Berlin, so ist natürlich kein Schutzengel an seiner Seite, der seine geheimsten Herzzellen besser kennt als alle Ärzte. Für Sie erwirken

wir auf alle Fälle den Schutz der Genfer Konvention als Helferin und Pflegerin.“

Rabbi Schlomo tat bedächtig die Pfeife aus dem Munde und hob den schönen, mächtigen Kopf, als holte er sich die Frage aus dem offenen Folianten.

„Wie steht es mit Ihnen; Ihrem Militärverhältnis, meine ich, Herr Doktor?“

„Ich habe ein Jahr in Danzig gedient und bin als Unteroffizier abgegangen. Gehöre zur Reserve und habe in den ersten Tagen der Mobilmachung einzurücken. Werde wohl als Feldarzt Verwendung finden“.

„Und Sie werden treu Ihre Pflicht tun!“, sagte der Rabbi.

„Bis zum äußersten“, ereiferte sich Eberlin, „auf jedem Posten, als Arzt im Dienste der Menschlichkeit oder als einfacher Soldat zum Schutze des Vaterlandes.“

„Und Sie können ruhigen Gewissens einem in Pflichterfüllung ergrauten Mann raten, seinen Posten in Zeiten der Gefahr zu verlassen?“

„Ihren Posten?“ staunte der Arzt.

„Ja“, sagte der Rabbi ruhig und frei von jeglicher Geste „in Tagen der Not gehört der Rabbiner an die Spitze seiner Gemeinde“

Es lag so viel eiserne Festigkeit in seinem Tone, dass es Dr. Eberlin vorzog, vorerst von diesem Thema abzugeben und den Rest der Unterhaltung auf die ärztliche Konsultation zu verwenden, die wieder mit einem Lob für die

Tochter abschloss, für ihre treue gewissenhafte Ausführung der ärztlichen Verordnungen und die liebevolle, verständnisinnige Behandlung des ihrer Obhut anvertrauten Vaters.

Nur beim Fortgehen, als ihn Miri die schmale Holzterre hinunterbegleitete, kam Dr. Eberlin noch einmal kurz auf die Sache zurück.

„Und Sie, liebe Miri? Wollen sie es ebenfalls wagen, sich jetzt dorthin zu begeben, wo möglicherweise die Bestie im Menschen bald vollends ihre Fesseln sprengen wird? Hier dagegen bleiben Sie auf alle Fälle auf Kulturboden.“

„Sie sagten es selbst, bester Herr Doktor“, antwortete Miri mit abgewandtem Blicke, „ich gehöre zum Vater, wie das Fenster zum Hause.“

---

Eberlin entstammte einem ostpreußischen Grenzorte, wo er von frühester Kindheit an im frommen Elternhause an jüdischer Lehre und jüdischem Leben, die in breitem Strome von der ruischen Seite her ins Städtchen flossen, sich bildete. Gelehrte, Kaufleute und Rabbiner, zogen aus der Gegend von Kowno und Wilna nach Königsberg zu Geschäftszwecken oder um sich bei den berühmten Ärzten dortselbst zu befragen, und fast alle kamen sie über Malnischken, wo sie im Hause des Gemeindevorstehers Moses Eberlin liebe Gastfreundschaft genossen. Bedürftige erhielten auch einen namhaften Beitrag zu den Kurkosten. Kam ein Sohn nach langer Zeit aus weiter, weiter Ferne, aus Amerika oder Afrika,

um die Seinen zu sehen und fand nach langen Reise-  
wochen über weite Länder und Meere die letzte Meile zum  
Ziele der Sehnsucht, zur Heimat, von einem Kordone  
russischer Bajonettenmänner versperrt, so machte er in  
Malnischken halt, wo auch die Angehörigen eintrafen, und  
im Hause Eberlin wurde unter Beteiligung der Familie  
großes Wiedersehen gefeiert. In einer solchen Atmosphäre  
und unter Leitung tüchtiger russischer Thoralehrer eignete  
sich der junge Hans jüdische Kenntnisse an, die er in der  
Königsberger Gymnasialzeit noch vertiefte. Er sollte  
Rabbiner werden, wandte sich aber nach dem Tode des  
Vaters der Medizin zu, und er fand als junger Arzt in der  
Reichshauptstadt bald seinen Kreis. Eine besondere Freu-  
de bereitete ihm sein Beruf im Sommer, da er seine Praxis  
in das kleine Ostseebad verlegte und dort inmitten eines  
von früher her ihm wohlvertrauten Patienten- und Freun-  
deskreises die Muße und Gelegenheit zur kräftigen Wie-  
terentfaltung des Juden in ihm fand. Am Rabbi von  
Suwalki, mit dem er nun zum zweiten Male die Sommer-  
saison verbrachte, hatte er einen Riesenstamm, an dem er  
sich emporranken mochte. Und Miri, des verwitweten  
Rabbis reizende Tochter, war seine Freundin geworden,  
deren stumme Teilnahme an den gelehrten Unterhaltungen  
über talmudische Fragen und die höchsten Dinge des Seins  
er nicht mehr gern missen wollte.

„Der drohende Krieg hielt jedem sein eige-

nes Menetekel an die Wand. In dem Dr. Eberlins standen auch die Namen des Rabbi und seiner Tochter. . . .

Als sich Samstag am späten Nachmittag der Himmel über den Köpfen der Menschen, die aufgeregt die Anschläge von der Ablehnung des Ultimatums seitens Serbiens und der Kriegserklärung Österreich-Ungarns umstanden, kristallblau färbte und die Wolken mit gewaltigem Gedröhne entladen, flüchtete sich Dr. Eberlin in den Hof, in dem sich in einem armseligen, dürftig eingerichteten Zimmer das Bet- und Versammlungshaus der russischen Kurgäste befand. Im kahlen, vollbesetzten, düsteren Raum machten sie dem beliebten „Doktor“ respektvoll Platz und der Rabbi von Suwalki an der Spitze des langen Tisches nickte ihm mitten im Vortrage einen freundlichen Gruß zu.

Die Leute hatten von den letzten Dingen draußen noch keine Kenntnis und lauschten auf die uralten Berichte, wie sie der Rabbi aus dem geschriebenen Worte mit Hilfe der mündlichen Talmudweisheit herauslas. Es handelte von den Wanderungen Israels, die der weise Lehrer über den Thorabericht hinaus in die weiteren Leidensstationen der Geschichte verfolgte, dabei sprach er, mit vielsagendem Blicke auf den Arzt, vom Herzen, das in seiner seinen Konstruktion und zentralen Lage jede Unstimmigkeit im Organismus zu allernächst und am schmerzlichsten empfindet. Israel ist das Herz der Menschheit. Und darum . . . . Den

Wanderungen voraus geht — und ist mit diesen zu einem Doppelabschnitte verbunden — das Bruderwerk der Söhne Gads und Reubens an ihren kämpfenden Genossen . . .

Dann erst erzählte Eberlin von der weiteren Entwicklung der Dinge draußen.

Und gleich nach Sabbatausgang war das Kapitel der Wanderungen in Leben und Handlung übergegangen.

. . .

Die Meisten hatten rasch ihre Ränzlein geschnürt und fuhren noch an diesem Abend ab. Welche, die im Drange der Stunde das nötige Reisegeld nicht zur Hand hatten, erhielten sofort Hilfe. Das Bruderwerk der Söhne Gads und Reubens hatte sich wieder mit den Wanderungen zu einem Abschnitte vereinigt . . . .

Die wenigen Wagen der Kleinbahn nach Königsberg waren ganz angefüllt. Dr. Eberlin hatte den Rabbi und seine Tochter hinausbegleitet.

Eberlin verbarg die tiefe Wehmut seiner Seele hinter einer künstlich heiteren Unbefangenheit.

„Wie sagten Sie doch, lieber Rabbi“, scherzte er, „das Herz im Organismus, das zuerst alle Schmerz empfindet. Gönnen Sie ihm heute Nacht in Königsberg die verdiente Ruhe, dem so empfindsamen Herzen, und setzen Sie morgen wohlausgeruht die Reise fort.“

„Es ist eine Zeit, an mein Herz zu denken, lieber Doktor“, beharrte der Rabbi. „Gäbe Gott, ich komme noch rechtzeitig, um drohendes Leid zu verhindern . . . . Sie müssen wissen, ich habe als Rabbiner auch die Matrikel-führung. Wenn

nun, was Gott verhüten möge, die Kriegsaushebung beginnt, so kann die kleinste Ungenauigkeit in den Registern namenloses Weh für ganze Familien im Gefolge haben; Truppentransporte, Einquartierung und dergleichen mehr bringen manche ungeahnte Überraschung. Ich fühle es, wie sie dort in Not und Spannung meiner harren.“

„Da ist freilich nichts zu machen, lieber Rabbi, aber Vorsicht und Achthaben auf der Reise, wie bei der Arbeit. Sie, liebe Miri, haben die Führung und Verantwortung.“

„Und Sie, Herr Doktor?“

Es lag so viel Wärme und Anteil in ihrem Tone, dass er ihr wie in stummer Dankbarkeit noch einmal die Hand zum Wagenfenster hinaufreichte.

„Ich gehe nach Berlin und warte dort die weitere Entwicklung der Dinge ab. Kommt die Sache, wie nun allgemein befürchtet wird, auf des Messers Schneide, dann entscheidet sie auch über mein Schicksal. Es heißt dann vielleicht auf Nimmer- oder auf baldiges Wiedersehen ...“

„Auf baldiges!“, kam es wie ein Gebet über die Lippen von Vater und Tochter, da sich der Zug schon in Bewegung setzte.

---

Wohl konnten Rabbi Schlomo und seine Tochter noch in gleicher Nacht von Königsberg aus die Reise fortzusetzen. In fliegender Eile rollte der Schnellzug durch die nachtschwarzen

Fluren den Pregel entlang. Als ahnte die Maschine, wie eilig es der Rabbi mit seiner Heimkehr hatte. In Insterburg mussten sie aber doch erfahren, dass der nächste Anschlusszug nach Gerdauen erst in den Morgenstunden abging. Am Bahnhofs deutete noch kein merkliches Zeichen auf die großen kommenden Ereignisse hin, außer den Scharen der Heimkehrenden, die mit den Nachtzügen ankamen und die Reise über Eydkuhnen fortsetzten.

Die in der Bahnhofshalle durchwachte Nacht bot dem Rabbi willkommene Stunden beschaulicher Selbstprüfung und Sicheinstellens auf neue Dinge und Aufgaben. Den rechten Arm aufs Gepäck gestützt und die flache Linke auf die breite Stirn, saß er auf der Bank und sann und sann. Auf die wiederholte Bitte der Tochter, er möge doch in Berücksichtigung der Anordnungen des Arztes für einige Stunden ein Hotel aufsuchen und sich zu Bette begeben, erwiderte er kurz: „Es wird heute in vielen Kabinetten gemacht. Im allerersten schläft und schlummert aber der Hüter nicht. Mit diesem die Verhandlungen zu unterbrechen, wäre heute schwere Sünde. Wer an verantwortungsvoller Stelle steht, muss heute wachsam bleiben. Verstehst du es, Miri?“

Sie verstand es wohl und verstand es doch nicht ganz.

„Dieser unfreiwillige Nachtaufenthalt“, sprach, der Rabbi weiter, „darf seinen Zweck nicht verfehlen. Es kündigen sich große Dinge an und

ich darf nicht unvorbereitet nach Hause kommen. Es ist gut sinnen, wenn es Nacht ist und die Maschinen, auch in uns, schweigen . . . Weißt du, wie Gott Jakob jenseits des Jabok eine Nacht zurückhält und ihn dort den schweren Kampf mit einem Engel ausfechten lässt? Du aber, liebes Kind — — —“

„Nein, ich gehöre zum Vater, wie das Fenster zum Hause“, unterbrach sie mit den Worten Eberlins.

In den ersten Morgenstunden rauschte wieder die Maschine und der lange Personenzug, angefüllt mit friedlichen Bauern, Marktleuten und Händlern, fuhr von Station zu Station an den kahlen, aber blitzsauberen und noch im satten Hochsommerfrieden liegenden ostpreußischen Dörfern vorbei, der Weichsel zu.

Es war wieder stockfinstere Nacht, als die Reisenden in die Station Margabowo einfuhren. „Die Grenze für den Nachtverkehr geschlossen“, brummte der jenseits der Halle wachthabende russische Grenzsoldat. Wiederum eine Nachtwache, in der der Rabbi den Gedankenfaden von gestern wieder aufnahm und in stiller Muße weiter-spinnen konnte.

Es war später Vormittag des folgenden Tages, als es endlich; dem Grenzdespoten drüben beliebte, den Betrieb aufzunehmen und die Pässe zu prüfen. Sie waren wieder auf russischer Erde, und hier spielten bereits die Schatten der kommenden Ereignisse in allen Formen und Umrissen. Hinter den Stangen mit dem Doppeladler wieherten im

Gebüsche die Gäule, schrien, lachten und schimpften Soldaten aller Waffengattungen, und auf dem Geleise eine gewaltige Wagenburg. Der kleine Bahnhof hatte sich in ein Militärlager gewandelt. Am Schalter stand es in großen russischen Lettern geschrieben: „Für den Personenverkehr gesperrt.“

Im tiefsten Hintergrunde der entlegensten Bauernhütte verbarg der Rabbi seine Tochter, um sie den lüsternden Blicken der Offiziere und Soldaten zu entrücken, indes er selbst nach einem Fuhrwerke ausging. Er hatte Podletzki, den polnischen Posthalter von Suwalki, hier gesehen. Er traute zwar dem Polen nicht recht, durfte aber in diesem Falle doch Hilfe von ihm erwarten.

Vor dem Gasthause Peterborgia stand der ihm bekannte Einspänner und drinnen am Tische saß der breitschultrige Podletzki mit seinen flammenden Geieraugen und dem buschigen Schnurrbarte am gefüllten Schnaps-gläse mit einigen Offizieren.

„Ah“, lachte er trunken beim Anblicke Rabbi Schlomos, „ein Glas gefällig, edler Rabbi? Ihr kommt gerade recht. Sie bereiten dort schon den Deutschen den Empfang vor, da muss ja der Rabbi mit dabei sein. Natürlich, natürlich . . .“

Ich komme nur wegen eines Fuhrwerks, Herr Podletzki“, sagte der Rabbi bescheiden, den Ton und den Spott des Polen überhörend.

„Fuhrwerk!“, lachte Podletzki und trank und lachte und trank wieder. „Nichts da, alles für's

Militär! . . . Aber Ihr kommt auch so schon recht, Pani Rabbi . . . Es geht noch eine Weile bis die deutschen Hunde kommen . . . . Vorerst na — — —“

Und er lachte wieder so schallend, dass er gar nicht merkte, wie sich der Rabbi ganz leise in tiefer Beschämung und Bestürzung hinausschlich — —

Inzwischen hatte auch Miri ihr kleines Abenteuer. Es war ihr die Zeit etwas lange geworden auf der harten Bank im dunklen, dielenlosen Bauernhause, wo vom eingebauten Ziegelherde her ein atemraubender Rauch den ganzen Raum anfüllte. Ein Blick auf den durch das rauschende Grabenflüsschen umsäumten Kartoffelacker, dessen Stauden sich schon grau-gelb färbten, war jedenfalls erfrischender. Und dicht daneben, nur eines raschen Sprunges über den gelben Schlamm bedurfte es, lag das wogende Kornfeld, dessen goldgelbe Ähren sich satt und müde zu Boden gelegt. Und drüben am Waldrande lief der Graben weiter, der die Felder umkreiste und den von hier unsichtbaren, armseligen, kahlen und schlammigen Erdstreifen zeichnete, den man hier stolz die Straße nach Suwalki nannte. Der Vater hatte — der Grund war nicht recht ersichtlich — ihr streng anbefohlen, keinen Schritt ins Dorf zu tun. Was konnte ihr aber hier zwischen Kartoffelacker und Kornfeld, wo kein Lebewesen außer den summenden Käfern und der im Tannenwald schlagenden Amsel zu sehen und zu hören war, passieren?

In der rauchigen, düsteren Bude war es ihr sehr beklommen zumute. Hier draußen erinnerten die schwelenden Ährenwogen an das rauschende Meer, über das der Blick weit, weit hinausfuhr. Dort am Strande wird es recht still geworden sein. Es sitzen die Matronen nicht mehr in ihren Korbstühlen, und es tollen die Kinder nicht mehr barfüßig auf dem heißen Sande herum. Und er ist in Berlin und hat Uniform, Offiziersuniform an . . . . Grau, sagte er, werden sie jetzt gemacht, feldgrau, wie die heilige Erde, die sie verteidigen . . .

Sie hätte sich so gern im Geiste ein klares Bild gemacht, wie er jetzt aussehen mochte, aber es war schwer, sich ihn im Kleide und in der Art des Soldaten, wie sie diesen vom Hause aus kannte, zu denken . . . . Ein Geräusch und Geratter, wie das Fauchen und Schnaufen einer Maschine, lenkte ihre Gedanken von diesem Bilde weg.

Dort am Waldgraben lag etwas Formloses vornübergebeugt, und zwei Menschen mühten sich, es in die Höhe zu heben. Etwas in ihr mahnte zur eiligen Rückkehr ins Bauernhaus. Aber die Männer hatten sie bereits erblickt und sie winkten und riefen laut.

Als Miri hinkam, sah sie ein zierliches grünes Militärauto, das mit der einen Seite halb im Graben lag. Zwei Männer, einer Soldat in schwarzglänzender Lederjoppe, und der andere ein starker stämmiger Offizier, machten sich am Vehikel zu schaffen. Jetzt richtete sich

der Offizier in seiner ganzen strammen Höhe auf und fasste das befangene Mädchen scharf ins Auge.

„Bist von hier und am Platze bekannt?“

„Auf der Durchreise nach Suwalki“, kam es Miri über die bebenden Lippen.

Des Offiziers Augen gruben sich gierig in das Gesicht Miris, dem die Röte einen erhöhten zarten Reiz verliehen hatte. Sie schlug die Augen zu Boden, empfand es aber nicht ohne inneres, etwas gruseliges Behagen, wie der Rasse so ganz im Banne ihrer Erscheinung stand.

„Sie“ — der Offizier nahm auf einmal einen ganz höflichen Ton an — „Sie kennen aber die verschlungenen Wege in diesem Labyrinth von Feldern, Fluren, Wiesen und Sümpfen? So führen Sie mich ins Dorf, dass ich dort einen Schmied erwische, der den Reifen wieder repariert“.

Der Offizier gab noch dem am Fahrzeuge zurückgebliebenen Führer kurzen Befehl und schritt jetzt groß, breit und sporenklirrend hinter dem Mädchen her den feuchten gras und schlammbedeckten Fußpfad zum Dorfe hinunter.

Beide sprachen kein Wort, aber des Mannes Blicke hingen an ihren Fersen. Sie fühlte es und alles Blut schoss ihr in den Kopf. Sie watete durch Schlamm und Kot und wagte nicht, sich umzuschauen. Gleichwohl verließ sie das Gefühl inneren Stolzes und gruseligen Behagens auch jetzt nicht . . .

Ein hoher Offizier — Sie kannte seinen Grad nicht, aber ein ganz hoher war es, das sah sie

seiner Haltung, seinem Rocke an. Vielleicht gar . . . Man kanns nicht wissen . . . Und Tante Lea daheim kam ihr in den Sinn, die wunderliche Dinge aus den alten Büchern zu erzählen wusste. Es wurden in ihr Geschichten lebendig von Prinzen und Judenmädchen, von Judith der Befreierin und von einer Esterka, die den Polenkönig Kasimir für die Juden stimmte . . .

Am Eingange zum Dorfe blieb der Offizier stehen und pflanzte sich in seiner ganzen Riesengestalt vor das Mädchen auf.

„Auf dem ganzen langen Weg vom weiten Kasan bis zur Grenze sind mir kaum schönere und lieblichere Frauengestalten begegnet als hier. Eine Rose Sarons zur Führerin durch dieses Sumpfloch! Sie bleiben doch heute noch hier?“

„Bis wir einen Wagen zur Heimfahrt aufgebracht.“

„Heimfahrt nach Suwalki? vortrefflich!“, lachte der Offizier volltönig, „Führung für Führung. Ist unser Karren aus dem Dreck und wieder flott, so geht es morgen in aller Frühe zurück in die Stadt. Und — er reichte Miri galant die Hand — die Rose Sarons schmückt unser Auto. Sie fahren natürlich mit uns. Abgemacht!“

Fast besinnungslos legte sie ihre kleine schmale Hand in die des Soldaten, ohne aufzustehen, ohne ein Wort der Abwehr oder Zusage. Als er den Weg zur Dorfschmiede hinunter ging, sah sie ihm eine Weile nach. Ohne Zweifel ein ganz Hochgestellter, denn die Dorfstraße wurde

bei seinem Erscheinen lebendig. Soldaten liefen bei seinem Anblick eilig aus dem Wege oder traten schnell ins nächste Haus, andere präsentierten das Gewehr. Sogar ein schwerer Proviantwagen wich ihm mit viel Geknatter und Geknarre aus.

Dann lief sie, was sie konnte, ins Bauernhaus zurück, wo dicker Rauchqualm fast betäubend ihre Sinne umfing.

---

Als Rabbi Schlomo nach dem Zwischenfall in der Peterborgia mit Podletzki ins Bauernhaus kam, sagte er nur: „Es ist Zeit, liebes Kind.“ Vater und Tochter erzählten ihre Erlebnisse einander nicht. Mit Sonnenuntergang traten beide unter der schwarzen Hülle der Nacht unter Zurücklassung alles für den Moment entbehrlichen Gepäcks den Fußweg am Rande des Augustowoer Waldes an.

Sie gingen lange und gingen irre. Stückweise konnten sie auch mit daherkommenden Bauernwagen fahren. In einer Dorfherberge schliefen sie eine Nacht auf Stroh, da dem Rabbi die Kräfte zu versagen drohten. Und es war bereits Donnerstag gegen Abend, als in der Stadt wie ein Lauffeuer sich die Kunde Bahn machte: „Der Rabbi ist angelangt!“

Noch am gleichen Abend kamen die Leute mit ihren tausend Ängsten und Sorgen zu ihrem Rabbi, und alle baten sie, dass er ihnen berichte von den Vorgängen draußen in der Welt, von denen sie hier nur einen leisen, schwachen Wellen-

schlag vernahmen. Er wusste nichts zu erzählen und mahnte nur zu Geduld und unentwegtem Gottvertrauen.

Die Aushebung der ersten Reservegrade ging bereits mit Hornschall und Trommelschlag seit Tagen vor sich. Aus den Dörfern strömte viel junges Bauernvolk zusammen, das in wildem, unbändigem Rausch dem Unbekannten entgentaumelte. Auch aus den Reihen der Gemeinde wurden junge Väter und erwachsene Söhne geholt. Die Nacht hindurch arbeitete der Rabbi mit Hilfe der Tochter an den Familienregistern, an der Ausstellung nötiger Scheine. Und am Tage gab es Bittgänge bei Behörden und Ärzten, Versammlungen und Beratungen, Aufrufe der Reichen und Vornehmen zur Steuerung der über Nacht wie aus unbekanntem Tiefen hervorgebrochenen, stündlich wachsenden Not.

So kam der Sabbat heran, der „schwarze Sabbat“, der die zweitausendjährige Trauer der Tempelzerstörung wie in sanfter Hülle barg, um sie beim Scheiden in ihrer ganzen Fülle über Erde und Menschen auszuschütten . . . Es saßen die Leute auf dem Boden wie immer und weinten mit den Worten der Klagegebete, aber zwischendurch hallten andere, neue Seufzer durch den uralten Kuppelraum. Klagelied auf Klagelied erhob sich aus der Tiefe wie Stimmen aus dem Grabe. Und aus aller Mund klang und sang neben dem alten Liede die neue Sorge mit: Liede noch nicht zu sein . . .

Und von der Straße her drangen in die heilige Trauer Hornschall und Trommelschlag und der heisere, rohe Gesang zügelloser Trunkenheit.

Als der Rabbi das ihm zustehende Klagelied anstimmte über „Die Zedern des Libanon, die Mächtigen der Thora“, schluchzte jemand halblaut mit. Der Nachbar griff die Träne auf und gab sie an den nächsten weiter. Es weinte nun eine Gemeinde über die Zedern des Libanon, die Mächtigen der Thora, deren stolzes Blut sich in den Adern der späten Söhne neuen Leiden entgegenstemmte . . .

Die Straße herunter kam Gesang und Pferdegetrappel, Reitergesang weich und traurig und dann wiederum hell und schrill, schwellend, tausendstimmig, dröhnend, unaufhörlich.

Kosaken in unübersehbaren Kolonnen waren in die Stadt geritten. Fußvolk, müde und schwer bepackt, marschierte hinter ihnen her. Dann schwere Proviantwagen und wieder Reiter, Getrappel und Geknarre, Marsch und Gesang, ganze Stunden ohne Unterlass. Für lange Minuten verschlang das Gewühle alle Klagetöne im heiligen Raume. — —

„Dem Geschäftsgewinne am Tischobeaw“, lehrte der Rabbi nach dem Gottesdienste, „haftet kein Segen an. So heißt es in den Dezisoren. Das kann sich heute im doppelten Sinne bewahrheiten . . . Darum Vorsicht beim Öffnen der Geschäfte und im Verkehr auf der Straße. In vollem Betriebe müssen indes die Lebens-

mittelgeschäfte und Bäckereien bleiben. Es könnte sonst missdeutet werden . . .

Diese Bekanntmachung las der Gemeindediener im Auftrage des Rabbinats auch in allen anderen Bethäusern vor. Man handelte danach.

Allein der Segen blieb aus.

Kaum hatten die Kosaken abgesehen und ihre Pferde versorgt, als sie sich wie eine reißende Flut über die Straße ergossen, in die offenen Läden stürzten und grinzend, mit Faust und Nagaika die Widerstrebenden bearbeitend, Taschen, Beutel und Säcke füllten. In Kleider- und Silberwarengeschäften, die geschlossen waren, wurden mit Kolben die eisenberingten Türen eingeschlagen. Das Jammern der Geschädigten und Geschlagenen ertrank in einem wilden Lachen und bestialischen Schreien, das wie ein Orkan von Straße zu Straße zog.

Noch in den Strümpfen, gerade wie er aus dem Gotteshause kam, schritt Rabbi Schlomo durch die harten, spitzgepflasterten, wie Ameisenhaufen angefüllten Straßen zum Rathause, in dem der Kosakenkommandeur und zeitweilige Kommandant der Stadt Quartier bezogen hatte.

Im Eingange stieß er fast mit dem Polen Podletzki zusammen, der eilig die Treppe hinuntersauste.

---

Der hohe Offizier empfing den Rabbi unwillig, kalt abweisend. Und kaum hatte er nur

halb gehört, worum es sich handelte, schrie er den Alten an:

„Na, was haben sie dir wieder getan? Du wirst sie gereizt haben.“

Als er aber die hohe, etwas vornübergebeugte Gestalt von oben bis unten musterte, lachte er hell auf.

„Was für Einfälle! Die Stiefel haben sie dir ausgezogen. So was ist freilich heute gesucht. Aber du sollst darum nicht in Strümpfen laufen. Was kosten die Stiefel? Es steckt doch wirklich frischer Humor in diesen rauen, lustigen Söhnen der Steppe. Also kosten?“, wiederholte der Offizier und griff in die Tasche.

„Nicht das, Euer Gnaden“, wehrte Rabbi Schlomo unbetroffen ab, „allein Sitte und Ordnung sind aufgelöst und es geht auf der Straße alles drunter und drüber. Was nützte des Landes heldenmütige Verteidigung, wenn seine friedlichen Bürger ungeschützt der Zuchtlosigkeit der eigenen Verteidiger preisgegeben sind?“

„Du wagst es, Jude, des Kaisers tapferes Heer herabzusetzen?“ donnerte der Regimentskommandeur.

„Nein, nur für meine Brüder um Schonung zu bitten.“

„Wer und was ermächtigt dich dazu?“

„Ich bin ihr Rabbiner und sie setzten ihr Vertrauen auf mich, dass ich ihre Sache aufs Beste vertrete.“

Der Offizier schwieg einen Augenblick und musterte die hohe, würdige Erscheinung, das

leuchtende, vom weißen Barte umrahmte Gesicht und die milden Augen, wie er sie noch nie so voll Stolz und Mitleid bei einem Menschen gesehen hatte. Der Kosakenoberst aus Kasan, Dimitri Korolenka, kannte die Juden nur aus Büchern. Er glaubte, eine Patriarchengestalt aus Gogol und Tolstoi vor sich zu sehen.

„Ihr hättet Euch gleich besser einführen sollen“, stimmte der Oberst das Gespräch auf einen weicheren Ton, „nun setzt euch, dass wir uns in Ruhe eine Weile unterhalten.“

„Diese kann ich nicht eher erlangen, als bis ich dort auf der Straße, wo das ehrlich und mühsam erworbene Gut meiner Brüder einhaltlos geplündert wird, die Ruhe wieder hergestellt weiß.“

Und wieder glänzte das Auge in Stolz und Mitleid.

„Also gut“, lachte der Offizier wohlgelaunt, „Idealisten, Tolstois und alte Rabbis lassen mit sich nicht handeln. Mags denn so sein!“ Sprachs und zog an der Schelle.

In nur zwei kurzen, abgehackten Worten bestand der Befehl an die eintretende Ordonnanz: „Zum Sammeln blasen!“ Und der Rabbi wusste es, er konnte in Ruhe Platz nehmen . . .

„Also seid Ihr der Rabbi der hiesigen Juden“, fing der Oberst gedehnt an. „Gut, dass Ihr kommt. Ich hätte euch sonst hierher rufen müssen. Ich habe einen Auftrag und ein Anliegen an euch.“

„Wir werden nach Maßgabe unserer schwachen

Kräfte alles tun, was das Vaterland von uns verlangt.“

„Der Auftrag betrifft das Vaterland, doch das Anliegen“, fügte Dimitri Korolenka etwas zögernd hinzu, „berührt mich selbst, freilich mittelbar auch das Vaterland, das alles Interesse daran hat, seinen treuen Hütern das Leben so angenehm wie möglich zu gestalten; erschreckt nicht, würdiger Rabbi, ich könnte euch, wenn ich wollte, unter irgendeiner Beschuldigung — an Gründen fehlt es nicht — eine hohe Kontribution auferlegen, oder Geiseln — Ihr wäret deren eine — einziehen. Aber ich will keines von beiden, ich will es gnädig machen.“

Ungeduldig harrte der Rabbi des Spruches. Er dachte an Podletzki, dem er im Haustore begegnet war.

„Ihr habt mir bis morgen Mittag dreitausend Laib Brot für meine Soldaten zu liefern. Ihr habt ja, wie ich hörte, alles Mehl, allen Handel und Gewerbe in Händen, so sollt Ihr einmal herhalten, wenn auch kein Profitchen winkt.“

Das waren die Worte Podletzkis, die der Rabbi wohl kannte, aber es war nicht die Zeit und der Ort zu Auseinandersetzungen. Er erhob sich rasch.

„Ich werde sofort alle Mehlhändler und Bäcker versammeln und hören, ob der Auftrag in dieser Frist auszuführen ist. Wir werden tun, was in unsern Kräften liegt.

Der Offizier wies den Rabbi auf seinen Platz zurück.

„Und nun noch eine Frage, eine persönliche Bitte. Da Ihr ihr Rabbi seid, so kennt Ihr sie alle mit Weib und Kind ganz genau. Ich suche da jemand — — —“

„Wen wollen Euer Gnaden aus unserer Gemeinschaft sehen?“

Dimitri Korolenka sah erst prüfend dem Rabbi ins milde, schöne Auge, als störte ihn darin etwas am Sprechen.

„Es ist ein Weib, ein Judenmädchen. Ich sah es vorige Woche an der Grenze und erfuhr dann, dass es hierhergefahren, also hier auch wohnhaft sein muss. Ein Mädchen von schlanker Gestalt, schwarzem, welligem Haar, mit dunklen, sprühenden Augen und einem Gesichte, na Rabbi, wie soll ich sagen, einem Gesichte, aus dem alle Engel lachen . . . Ich muss sie noch einmal sehen. Es soll ihr nichts Übles geschehen, und Ihr werdet mir sie hier ausfindig machen.“

Der Offizier sah nicht, wie sehr sich der Rabbi verfärbte und hörte nicht, wie seine Stimme gleich all seinen Gliedern zitterte, als er fragte:

„Wo und an welchem Tage haben Euer Gnaden sie gesehen?“

„Es war am Dienstag in Margrabowo. Sie hatte einen grauen, leichten Reisemantel an und ein helles Seidentuch um den Kopf. Ich trage ihr Bild so im Herzen, dass ich sie unter Tausenden sofort erkennen würde.“

„Werde Umschau halten“, zitterte der Rabbi, „aber es ist nötig, dass ich gleich gehe, gleich, wegen des Brotes.“

„Und wegen des Mädchens“, ergänzte Dimitri Korolenka mit scharfer Betonung.

Wie sich aber der Rabbi erhoben hatte, hielt er ihn noch einmal in bester Laune an.

„Ihr steht jetzt in meinem Dienste, im Staatsdienste, lieber Rabbi, darum leeren wir, bevor Ihr geht, ein Glas aufs Wohl des Staates. Auch habt Ihr mir noch nicht gesagt, was die Stiefel kosten, die euch die Kosaken in ihrem Übermut abgenommen. Es gibt im Staatsdienste kein Leisetreten auf Strümpfen. Ein Rabbi der Barfüßler — — —“

Er musste hell auflachen über diesen, ihm sehr geistreich dünkenden Einfall.

Rabbi Schlomo dankte mit tiefer Verneigung.

„Das haben die Kosaken nicht getan. Ich komme gerade aus der Synagoge, wo wir unbeschuheten Fußes auf dem Boden saßen und um die Zerstörung Jerusalems trauerten. Auch darf heute keine Speise noch Trank über unsere Lippen kommen.“

„Wann ist euer Jerusalem zerstört worden?“, spöttelte der Oberst.

„Vor mehr als achtzehnhundert Jahren.“

„Und darüber trauert Ihr heute noch? Habt Ihr inzwischen gar kein anderes Leid mehr erlebt?“

„Ja“, gab der Rabbi ernst zurück, „es war aber immer aus dem einen alten geboren,

der Zerstörung und Vertreibung. Eine alte Wunde, Euer Gnaden, vernarbt, aber sie brennt und brennt immer von neuem, so oft sich am Himmel ein Wetterwechsel ankündigt . . .“

Der Oberst bewegte seinen linken Arm.

„Ihr sprecht, Rabbi, von meiner Wunde, die ich damals bei Mukden erhielt. Armschuss, völlig geheilt, aber die Stelle, ein wahrer Wetterkalender.“

„Von unserer alten Wunde“, sagte der Rabbi bedeutsam. „Sie brennt und schmerzt wieder, weil Gewitterwolken schwarz am Himmel hängen . . . Wir haben wieder Grund zur Trauer. — Aber nun, Herr, muss ich eilen, muss die Mehlhändler und Bäcker hören.“

„Und des Mädchens nicht vergessen“, rief Dimitri Korolenka dem Rabbi noch nach.

Wie ein Geist huschte Rabbi Schlomo auf leisen Sohlen durch die öden Gassen. Die Geschäfte waren zum Teil geöffnet und nur von wenigen Leuten besucht. Kein Soldat war mehr auf der Straße zu sehen.

Zu Hause angelangt, fand er Miri beim Auspacken der Handkoffer, die in der ersten Aufregung der Heimkunft unberührt geblieben waren.

„Lasse deine Sachen unausgepackt. Du musst fort, fort von hier, heute Nacht noch.“

„Das Mädchen sah mit großen, staunenden Augen sprachlos zum Vater auf.

„Du musst weg, liebes Kind, fremde Augen suchen dich.“

„Und du, Vater?“

„Ich habe hier zu bleiben, aber du halte dich bereit. Wenn's dunkelt, kommt der Wagen.“

„Wohin?“

„Es ist egal, wohin — sagen wir, zunächst nach Kowno zum Onkel.“

„Und du, lieber Vater?“ wiederholte Miri verständnislos.

„Ich komme nach, hole dich oder bleibe bei dir, sobald mein Abkommen möglich ist.“

Tante Lea, die zu Bär, dem Fuhrmann ausgeschiedt ward, brachte wenig trostreichen Bescheid. Bär, Leiser, wie alle anderen Fuhrhalter mussten heute ihre Pferde an die Militärverwaltung abgeben. Die großen Wagen hätten sie morgen abzuliefern. Der Fuhrverkehr war gänzlich eingestellt.

Da beschwor der Rabbi seine Tochter, nicht zur Türe hinauszugehen, sich nicht am Fenster blicken zu lassen, sich gar keinem fremden Auge zu zeigen, bis Rat gekommen war.

Im Sitzungszimmer der Talmudthora-Schule tagten nach dem Minchagebete die Bäcker und Mehlhändler der Stadt. Wolf Challes, der in Friedenszeiten das schönste Weißbrot herstellte, und daher seinen an die hellen Freuden der Sabbattafel erinnernden Namen bezog, erklärte sich bereit, über Nacht zweihundert Laib zu liefern. Mehr brächte er nicht zustande, es sei denn, es komme Elijahu hanowi und lasse, wie damals beim Ölkrüglein, andauernd Brote aus dem

Ofen holen, die nicht hineingekommen seien . . . Soviel wollte auch Aron Josse fertigbekommen, vorausgesetzt, dass ihm die Gemeinde sofort das Mehl stellte. Darauf erklärte Ize Meier, der Müller aus dem nächsten Mühlen-dorfe, sein gesamter Vorrat sei ihm heute vom Militär abgenommen worden. — Der Mehlhändler Leibe Bär erklärte sich aber bereit, eine Anzahl von Säcken zum Selbstkostenpreise herzugeben. „Weil sie es ihm morgen ja doch abnehmen“, konnte sich Ize Meier nicht enthalten, boshaft zu bemerken. Noch einige kleine Bäcker und Private fanden sich bereit, die Nacht hindurch zu backen. Im Höchsthalle konnte man mit der Fertigstellung von 500 Broten rechnen.

„Im polnischen Konsumgeschäft sind reiche Mehl-vorräte vorhanden. Vielleicht überlassen sie uns einen Teil, sodass wir es wenigstens auf tausend bringen“, regte Ize Meter an.

Leibe Bär aber lachte.

„Da könnt Ihr euch die Mühe sparen, Leiter der polnischen Genossenschaft ist der Fuhrhalter Podletzki, der Haman, der uns vermutlich die ganze Geschichte eingebrockt hat. Seitdem die Truppen am Platze sind, hängt er an Offizieren wie eine Klette . . .“

Das konnte Abe Choker, der als Inhaber des Fleischmonopols und Heereslieferant Beziehungen zur anderen Seite hatte, bestätigen. Er hatte festgestellt, dass die Polen von einer zwangsweisen Brotlieferung gänzlich verschont blieben, dagegen aus ihren Genossen-

schaftsniederlagen allerlei Ware gegen gutes Geld abgeben.

„Da bleibt nichts anders übrig“, schloss er, „als durch einen von uns sofort dem Herrn Oberst den Sachverhalt klarzulegen. Es muss ihm die Ungerechtigkeit und Unmöglichkeit der Forderung an Hand der Umstände bewiesen werden.“

„Das kann nur der Rabbi selbst“, ließen sich mehrere Stimmen auf einmal hören.

Rabbi Schlomo schüttelte ablehnend den Kopf.

„Nein“, sagte er, „kennt Ihr, Freunde, die Geschichte aus Talmud Sanhedrin, als Alexander, der große Mazedonier, jüdische Vertreter vor seinen Richterthron lud? Man schickte einen aus dem Volke, dessen Namen gar nichts bedeutete, in der richtigen Erwägung, dass im ersten Entwicklungsstadium der Dinge der Unverantwortliche eher am Platze ist als der Führer, der schon mit einem unbedachten Worte verhängnisvoll wirken kann.“

„Dann schicken wir den lahmen Chone, den Wasserträger“, witzelte Wolf Challes, „er ist lahm, taub und gleicht auch mit seinem Höcker am ehesten dem Gabiha aus der Gemoro . . .“

„Es ist keine Zeit für Späße“, verwies ihn Abe Choker scharf. „Ich will heute der Gabiha sein . . .“ Sprachs und entfernte sich auch gleich, indes die Bäcker noch über Art und Einteilung ihrer Arbeit berieten.

Schon nach kurzer Weile kam Abe zurück ins Gemeindezimmer, langsamen Schrittes und ganz gerötet vor innerer Erregung.

„Nun?“, richteten sich zwanzig Augenpaare fragend auf ihn.

„Ich habe den Oberst gesprochen, er ist streng und unerbittlich. Podletzki hat ganze Arbeit gemacht. Und doch würde sich der Oberst auch mit der Hälfte oder noch weniger begnügen, wenn — wenn . . .“

Abe würgte und hustete, als sei ihm das Wort in der Kehle stecken geblieben. Endlich nahm er den Rabbi, der in einer dunklen Ahnung am ganzen Körper bebte, auf die Seite und flüsterte ihm den Rest des Satzes ins Ohr;

Rabbi Schlomo erleichte, sein Herz pochte hörbar und seine Hände zitterten. Er sagte nur mit liebender Stimme:

„Seht liebe Freunde, dass Ihr soviel es geht, zustande bringt. Wir dürfen weder Arbeit noch Kosten scheuen. Es geht um Dinge, die höher sind als Gut und Geld. Ich muss heimeilen . . .“

Von den Andern bedrängt, sprach Abe Choker, nachdem sich der Rabbi entfernt hatte, die Bedingung des Offiziers aus, aber ganz leise, als könnte er es nur jedem ins Ohr flüstern.

„Er sucht ein Mädchen, das er irgendwo gesehen, und in das er ganz vernarrt ist. Schlank, brünett, dunkle Feueraugen. Alle Strophen des Hohenliedes singt er herunter. Kein Zweifel, er

hat es auf Miri abgesehen . . . Das kann nun eine nette Geschichte werden . . . Geht, Freunde, heim und backt, backt, backt, was Ihr könnt. Wir gehen bösen Dingen entgegen . . .“

---

Den süßen Geruch frischen Kornbrottes trug der Nachtwind durch die schwarzen Straßen, in denen alles Leben schon in früher Abendstunde erstorben war. Rabbi Schlomo hatte sich mit seinem Folianten, der den ganzen Tag im Drange der Geschäfte nicht zu seinem Rechte gekommen war, ins hinterste Gemach verkrochen, damit das Öllicht nicht verräterisch in die Straße hinauswies. Seine Miri aber wusste der Vater in ihrem Schlafzimmer nicht sicher genug. Sie musste mit seiner Schwester, der alten Lea, in die Bodenkammer. Die Türe war von innen fest verriegelt.

Der Alte lernte, aber seine Gedanken schweiften weit ab vom Gegenstande des Studiums. Miri musste aus den Augen, aber wie und wohin, da alle Straßen von Truppen belagert, kein Wagen noch Pferd aufzutreiben war? Vielleicht könnte man die Flucht dennoch wagen, aber dann war der Oberst . . die dreitausend Brote . . , die Kosaken . . . Draußen brütete die schwarze Nacht, und kein Sternlein leuchtete am bleischweren Himmel. Stumm starrte ihm das gelbe Buch mit seinen uralten Fragen ewiger Weisheit und Wahrheit entgegen. Es musste irgendwoher Rat kommen . . .

Oben aber hielt Miri die Hand der alten

Lea fest umklammert, wie ein Kind, das in Seelenangst Schutz bei der Mutter sucht.

„So sage es doch, liebe Tante“, drang sie in die Alte, „warum der Vater mich forthaten will? Woher droht Gefahr? Welche fremde Augen suchen nach mir? Sag’s, du weißt es!“

„Ich weiß es und weiß es nicht“, versuchte Lea zu beruhigen, „es ist eine böse, wilde Zeit wie damals beim polnischen Aufstande. Menschen sind wilde Tiere geworden und Vaterglück wie Frauenehre gelten nichts mehr . . . Es kommt die Zeit der Zerstörung, wie sie in den alten Büchern geschrieben steht . . .“

„Erzähle, Liebe, aus den alten Büchern.“

„Was soll ich dir erzählen, liebes Kind, du bist ja so klug, hast so viel gesehen und gelesen, was kann ich, eine alte Frau, dir erzählen?“

„Erzähle von der Zerstörung“, bat Miri, „von der Tochter des Rabbi Jischmoel, die die ganze Nacht weint, weil sie einem Sklaven angetraut werden soll, der aber in Wahrheit ihr eigener Bruder ist, oder von den vierhundert Mädchen, die sich ins Meer stürzen, als sie merken, wohin der Weg führte . . . oder nein, von der Tochter des Rabbi Chanina. Erzähle, Liebe, erzähle, ich mag es heute noch einmal hören . . .“

„Sie steht im „Zeno-Urenoh“ und habe sie dir, wie du noch klein warst und am Sabbatnachmittag auf meinem Schoße saßest, oft vorgelesen. — Sie war schön, blendend schön, die

Tochter des Rabbi Chanina und wurde, nachdem Vater und Mutter auf dem Scheiterhaufen geendet, von den Römern fortgeschleppt.“

„Ja, und im fernen Rom im Hause der Schande untergebracht. Ich verstand das damals nicht . . .“

„Im Hause der Schande, aber sie hatte ihr Schicksal selbst verschuldet.“

„Wodurch?“

„Wie sie einstens über die Straße ging, sahen ihr vornehme Römer voller Bewunderung nach, lobten ihre Schönheit, ihre Gestalt und die Anmut ihrer Bewegungen. Sie hörte es und wich nicht aus, sondern ihr Herz pochte in stolzer Freude, und sie verlangsamte ihre Schritte, dass ihre ganzen Reize, die edlen Linien ihres schönen Leibes zur Geltung kamen . . .“

„Ist das eine Sünde, Liebe, sich seiner Schönheit zu freuen?“

„Ich weiß es nicht, Kind, es steht so im alten Buche, ich bin eine einfache Frau, weiß aber aus alter Erfahrung, dass solche Dinge nicht zum Guten führen . . . Der Vater ist weise und hat recht: weit, weit aus den Augen, bevor die Schönheit zum Verderben geworden . . .“

„Erzähle weiter, von der Tochter des Rabbi Chanina.“

„Nach Jahren unternahm Rabbi Meir, der Schwiegersohn Rabbi Chaninas, die Reise nach dem weiten Rom, um seine Schwägerin zu retten. Er wusste, Gott würde ein Wunder geschehen

lassen, nur dann freilich, wenn sie ihre Reinheit bewahrt hatte — — —“

„Sie hatte sie bewahrt. Wie gehts weiter?“

„Rabbi Meir stellte sie auf die Probe. Er verkleidete sich als vornehmer Römer und suchte Annäherung an sie. Sie wies ihn scharf zurück, einmal und noch einmal, indem sie Krankheit vorschützte. Er befragte sich und erfuhr, dass das so von immerher ihre Art war ...“

„Und dann geschah ein Wunder! . . .“

„Ja, mittels einer großen Summe wurde des Wächters Herz weich gestimmt und das eiserne Tor zum Gefängnis der Reinen gesprengt. Lange wurde darob Rabbi Meir durch einen Steckbrief in den Toren Roms gesucht und verfolgt, ohne dass es den Häschern gelang, ihm auf die Spur zu kommen.“

„Er kam und fand sie rein, mitten in der Not, im Kot . . . Tantchen! . . .“ Das Mädchen drückte Lea so fest die Hand, dass diese aufschrie.

„Was hast du, Kind?“ . . .

„Es ist alles so wahr, so wahr, so schön“, schluchzte Miri ganz leise.

„Gewiss ist's wahr, ewig wahr und ewig schön, was darin geschrieben steht. Aber du bist aufgeregt, liebes Kind, sollst zu Bett. Aus der Reise wird ja heute, wie es scheint, doch nichts, der Vater sitzt unten ruhig beim Studium. Vielleicht ist gar schon die Gefahr vorüber . . .“

„Wie wahr!“, wiederholte Miri, ohne auf die Worte der Tante zu hören. „Sie wich nicht aus, sie war stolz auf ihre Schönheit, die Anmut ihres Schrittes, und fremdes Lob drang in ihr Ohr und schmeichelte ihren Sinnen . . . Nun bangt sie vor den fremden Augen, tief eingehüllt in den Schleier der Nacht, sinnt auf Flucht, auf Rettung . . . Aber aber —“ Miri schluchzte das Wort laut heraus — „sie bleibt rein. Und — und er kommt, er. . . Nicht wahr, Rabbi Meir war groß, stark und immer froh, voll Anmut und Klugheit, er kommt und sprengt das Tor, er kommt, Tantchen . . .“

„Was ist dir, Kind.“

„Nichts, nichts, Liebe, ist schon vorbei, es war nur ein Traum, so schön, so bestrickend schön, ist schon ganz vorbei . . . Aber hörst du nicht unten die Türe gehen?“

Ja, es hörten beide Frauen das Geräusch, dann die Türe rasch aufgehen, eine laute Stimme sprach russisch. Sie horchten und hielten den Atem an, konnten aber nichts hören und begaben sich leise ins Bett, Lea fröstelnd und zähneklappernd vor Angst, Miri aber gleich von neuen Träumen umfassen. Wie lebendig stand er vor ihrem geistigen Auge, der da kommt und der Gefangenen, die ihre Reinheit bewahrt, das Kerkertor sprengt . . .

Unten war der Vater jäh aus seinem Brüten aufgeschreckt und lähmender Schreck erfasste ihn, als er, mit der Öllampe in der Hand, die blinkende Offiziersuniform in der geöffneten Tür-

spalte gewährte. Er vergaß vor Angst und Überraschung, den Oberst ins Gemach zu bitten.

Dieser lachte behaglich und feuchtfroh ins dunkle Zimmer hinein.

„Endlich das verwunschene Schloss auf der Zionsburg gefunden . . . Man stirbt vor Langweile in diesem Polenloche, und da soll man es noch zweimal vierundzwanzig Stunden aushalten. Wir tranken zum Abschied eine gute Marke, eines ganz blöde Gesellschaft, dass sie alle der Teufel hole oder der Deutsche . . . Übermorgen geht es auf Berlin — — Na, Rabbi, es kam mitten im wüsten Gelage die Lust über mich, mit euch zu plaudern. Ist das nicht komisch? . . . Oberstleutnant Dimitri Korolenka, Kommandeur des 121er Kosakenregimentes beim Rabbi . . . Hol' sie alle der Teufel, die Hohlköpfe, muss wieder einen Tolstoi sehen und ein vernünftig Wort hören . . . Setzt euch, Rabbi. Recht so, das ist die richtige Atmosphäre, hier das alte, gelbe, geheime Buch, das zittrige, schwache Ölflämmchen, keine wache Seele ringsherum, alles still, dunkel, dumpf, voller Geheimnisse . . . Gerade so ich es mir gedacht . . .“

„Was wünschen Euer Gnaden, was führt Sie zu später Nachtstunde in die bescheidene Behausung eines alten Juden?“, sammelte sich Rabbi Schlomo endlich.

„Was ich wünsche, wisst Ihr. Das Brot backt, das schreit der frische Geruch von allen Seiten in die finstere Nacht hinaus. Das braune Judenmädel, die kleine Hexe mit den Feueraugen,

bekomme ich morgen auch, sie gilt für die Hälfte der Brotlaibe . . . Habe mein Wort gegeben. Des Zaren Offiziere müssen bei guter Laune erhalten bleiben, wie seine Soldaten essen müssen, was, Rabbi, ist es nicht so? Doch ich komme nicht deswegen, setzt euch, Rabbi ans alte Buch und behaltet die Pfeife im Mund, wie ich meine Zigarre. Der Rauch vertreibt doch wohl nicht die guten Geister?“

„Wovon sprechen Euer Gnaden?“

„Höret, guter Rabbi — der Offizier sprach jetzt ganz ruhig und nüchtern — morgen oder übermorgen geht es in die Schlacht. Ich hörte oder las irgendwo, dass Ihr Judenrabbis euch mit Geheimlehren befassen So leset mir — er wies auf den offenen Folianten hin — aus dem Geheimbuch mein Schicksal heraus . . .“

Der Rabbi sah ihn mit seinen großen, seelenvollen, stehenden Augen gütig an.

„Ein Irrtum, hoher Herr, es ist nichts Dunkles und Geheimes in diesem alten Buche, es enthält nur eine Auslegung des kurzgefassten Gotteswortes. Wir Rabbis suchen nicht in der Schrift wunderwirkende Geheimkräfte, sondern studieren nur, um den anderen, den Mindergelehrten, die Lehre zu künden und die Tat zu zeigen.“

„So verkündet denn auch mir die Lehre und zeigt mir die Tat . . . Saget mir, wie ich es anstelle, dass ich aus der Schlacht mit den verfluchten Deutschen — ich hörte, sie seien gute Soldaten — mit heiler Haut herauskomme.“

Wie ein Leuchten ging durch das weiße Gesicht des Rabbi. In seinem Gehirn war ein Gedanken aufgeblitzt, der nun sein ganzes Innere durchhellte. Er hieß: Nutze die Stunde! Er musste sich zur äußeren Ruhe zwingen, denn die Herzklappen arbeiteten nun wie ein ablaufendes Maschinenrad und drohten auszusetzen.

„Was zieht Euer Gnaden so sehr heim?“

Der Offizier holte zur Antwort aus der Brusttasche einen harten Umschlag heraus, aus dem er ein in Seidenpapier gehülltes Kärtchen behutsam nahm und voller Inbrunst zu den Lippen führte. Dann hielt er schweigend das Bild Rabbi Schlomo vor Augen.

Eine ältere Matrone von würdigem Aussehen, in der bunten Haube und weiten wallenden Gewandung der Frauen vom alten russischen Adel. Auf ihrem Schoße saß ein zartes, langlockiges, helläugiges Mädchen im Alter von vier oder fünf Jahren, mit aufgeschlagenen Augen und gefalteten Händchen.

„Großmutter und Enkelchen beten für Sohn und Vater“, sagte der Rabbi, den weichen Zug verfolgend, der sich plötzlich im stählernen Gesichte des Offiziers einstellte.

„Ja“, bestätigte Dimitri Korolenka mit derber Vertraulichkeit, „meine Mutter, die mich über alles liebt und die mich wiedersehen muss . . . Und das Kind — na, eine alte Geschichte, wie sie schon so mancher von uns erlebte. Ich war als junger Fähnrich mit einer Ehrenwunde am Arm und einem Ehrenkreuze an der Brust aus

dem mandschurischen Feldzuge zurückgekehrt. Ein Abenteuer in Moskau, wo ich im Offiziersheime alle Freuden und alle Langweile des Rekonvaleszenzzustandes auskostete. — — Eine kleine Tänzerin aus dem Varieté . . . Na, das interessiert Sie nicht, lieber Rabbi, sie lebt auch nicht mehr . . . Aber das Kind nahm meine Mutter in Obhut, und ich, ich liebe es, wie ich noch nie ein Lebewesen geliebt, es ist Fleisch von meinem Fleische . . . Und dann, die Augen, die Locken. Und wie es lacht, die Beinchen zum Tanze bewegt . . . Es liegt schon so im Blute. . . Na, das ist ja alles gleich, aber ich muss es, ich muss Fanuschka wiedersehen, Rabbi, und morgen oder übermorgen geht es nach Masurien, in die Schlacht . . . Warum schweigt Ihr, Rabbi, Ihr kündet doch aus alten Büchern die Lehre und zeigt die Tat! . . . Ich will, ich muss nach dem Kriege zur Mutter, zu Fanuschka zurück . . .“

Der Oberst hatte im Reden das Bild mit oder ohne Absicht auf das vergilbte Blatt des Folianten gelegt. Der Rabbi nahm es in die Hand und prüfte es lange schweigend. Dann sprach er, und es schien, als läse er aus dem harten Blättchen Korolenkas Lebensschicksal.

„Eure Gnaden wollen in lichter Stunde aus dem Quell ewiger Weisheit schöpfen. So sei Ihnen dies für heute und immerdar: Größe und Macht hat Gott in eure Hand gelegt, dass Tausende eures Befehles harren — und damit ein großes Maß schwerer Verantwortung. Daheim aber schlagen liebende Herzen in Angst und Sorge

um euer Leben. Sind Euer Gnaden mitten in der Schlacht an der Spitze der Truppen, von Gefahren umgeben, dann steigt im fernen Kasan inniges Gebet zum Himmel hinauf . . . Heiße Muttertränen und reines Flehen aus dem Engelherzen eines Kindes, sie finden gleich den Weg in die Höhe — —.“

Der Rabbi hielt ein und sprach dann bedächtig und bedeutsam weiter:

„Allein bis zum Gottesthrone gelangen die Gebete nicht, weil der Weg dorthin versperrt ist von tausendfachem Weinen der Männer, deren Habe geplündert, der Frauen, deren Ehre geschändet, der Kinder, die der Ernährer beraubt. Schaffet dieses Flehen, diese Tränen weg, hoher Herr, dem Gott Macht und Verantwortung in die Hand gelegt, machet dem Flehen eurer Mutter, eures Kindes für euch den Weg zum göttlichen Throne frei . . .“

Der Offizier starrte eine Weile ins Leere und sah nachdenklich und verlegen dem dicken Rauch seiner Zigarre nach.

„Gut gesprochen, lieber Rabbi“, sagte er dann zögernd, „aber vergesst nicht, es ist Krieg, Krieg kennt keine Liebe, noch Erbarmen.“

„Den Ruhm eurer kriegerischen Taten, hoher Herr, soll euch keine Anwandlung von Weichheit schmälern. Dass sich aber keine unnötigen Tränen vor und nach der Schlacht zwischen Muttergebet und Gottesthron drängen, dahin gehe euer Trachten.“

„Habe ich nicht gestern der Kosakenbelustigung gleich ein Ende gemacht?“

„Und dem Gebete der Lieben daheim war damit eine Gasse geschaffen. Aber nun ist die Gasse wieder versperrt, durch die bange Sorge einer ganzen Gemeinde, die bei allen Opfern die gewünschte Zahl der Brote bis zur festgesetzten Stunde nicht aufbringen kann.“

„Darüber sprechen wir uns noch morgen“, sagte der Offizier, indem er wieder Haltung nahm. „Habe bereits Milderung zugesagt, falls — — — na, Ihr kennt ja meine Bedingung . . . .“

„Hoher Herr“, fing der Rabbi die neue Wendung mit dem laufenden Faden auf, „ein alter Vater zittert um sein Kind, er wird den Entführer seiner Tochter in den Boden verfluchen . . . Auch solcher Fluch darf sich nicht störend ins Gebet von Mutter und Kind mischen.“

Dimitri Korolenka stand auf und es zuckte um seine Nasenflügel wie bei einem zum Sprunge ansetzenden Löwen. Dann entrang sich seinen Lippen ein donnernder Fluch, dass der Rabbi kreideweiß zusammenschauerte.

„Auch das wollt Ihr mir verweigern, Ihr — — — Ihr Deutschlinge!“

„Euer Gnaden verlangte es nach einem Worte der alten Weisheit, das Rettung aus Not und Gefahr zeigt.“

„Und ich werde auch diese alte Weisheit mit Kosakenpeitschen austreiben, dass Ihr die Hand eines Kommandanten des Zaren kennenlernt. Bin ich

etwa ein Raubtier, dass Ihr Menschen vor mir versteckt? Der Vater soll nicht weinen und fluchen, er soll stolz sein und sich glücklich preisen, dass ein Befehlshaber kaiserlicher Truppen, dass ein Mann aus dem alten adeligen Geschlechte der Korolenkas seinem Judenmädel seine Gunst zuwendet. Verstanden?“

Er hatte sich vollends in Wut hineingeredet. Herrisch richtete er sich in seiner ganzen Reckengestalt auf, und mit zusammengezogenen Brauen trat er ganz dicht an den Alten heran.

„Und dass Ihr es wisset, Jude, verliert Ihr irgendwo nur ein Wort darüber, dass Ihr mich heute so in rührseliger Weinlaune gesehen, dann — — —“

Er schlug mit dem Säbel auf den Tisch, dass das ganze Zimmer erdröhnte und die Blätter des alten Folianten sich hoben und unruhig bewegten . . .

Es fiel etwas aus dem offenen Buch leicht zu Boden. Der Rabbi bückte sich, hob es auf und reichte es ehrerbietig dem Offizier — das Bild.

Da trat der Offizier einen Schritt zurück und mitten im Rasen glätteten sich die Zornesfurchen im Gesichte. Mit hastiger Bewegung steckte er das Bild in seine Tasche.

\*\*\*

Miri hatte oben die ganze Zeit angestrengt gehorcht, konnte aber nichts greifbares vernehmen,

so begab sie sich auf Drängen Leas zu Bette. Die alten Bilder begleiteten sie aber in den Halbschlummer und umgaukelten in grellen Farben ihren Geist. Da stand das zitternde Mädchen, Rabbi Chaninas Tochter, vor ihr und wand sich vor Schmerz in den eisernen Armen der Häscher, und hatte seltsamerweise ein Gesicht, darin sie ihr eigenes erkannte . . . Zur Türe kam aber der junge, hohe Rabbi Meir, stark, riesengroß in seiner schönen grauen Uniform, und er lachte sein bekanntes silberhelles Lachen, „Sie bleiben hier beim Vater, ein Fenster, das dem Hause Licht und Sonne zuführt . . . .“

Sie musste laut auflachen über diese Vision. Aber nun tat es unten einen Krach und einen Schrei, dass oben die Balken wackelten. „Der Vater!“, schrie sie wie im Delirium auf. Und bevor es Lea verhindern konnte, hatte sie ihr leichtes Morgengewand übergeworfen und war wie der Wind die Treppe hinuntergesaust. Mit fliegenden Haaren, im wallenden, formlosen, hemdartigen Kleide, mit hochrotem Gesichte und noch schlaftrunkenen, traumverlorenen Augen, so stand sie, wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt, vor dem Kosakenoberst, just im Momente, als er, wieder etwas beruhigt, das Bild in die Tasche steckte.

Instinktiv machte das Mädchen, wie ein in die Falle geratener Vogel, eine Rückwärtsbewegung zur Türe. Doch Dimitri Korolenka trat ihr stramm in den Weg. „So, so, liebes Kind, da sind Sie ja selbst.“

Er streckte ihr die Hand entgegen, in die sie aber nicht einschlug. Zwischen sie und den Offizier trat kreidebleich mit schlotternden Beinen der Rabbi.

„Es ist meine Tochter, Euer Gnaden, mein einziges Kind . . .“

„Schon gut“, wehrte der Oberst ab, „verstehe schon alles. Ihr hättet es mir besser vorher sagen sollen. Nun wollen wir in Frieden scheiden, bis morgen, da ich Sie — er verbeugte sich galant gegen Tochter und Vater — Sie beide, meine ich, in meinem Quartiere begrüßen werde. Um die Mittagstunde hält mein Wagen vor Ihrer Türe.“

Als der Offizier sporenklirrend gegangen war, trat für eine Weile Todesstille im Gemache ein. Auch die alte Lea war, durch das Geräusch geweckt und nichts Gutes ahnend, auf Strümpfen hinuntergeschlurft und stand jetzt wortlos, händeringend da, im Bemühen, aus den stummen Mienen von Vater und Tochter das Geschehene, herauszulesen. Dann brach der Alte, bei dem das Herz hörbar arbeitete, das Schweigen mit einem einzigen Worte:

„Flüchten!“

Nur ein Tuch rund um den Kopf geschlungen, ging Miri, von Vater und Lea begleitet, in die schwarze regnerische Nacht hinaus. Sie mieden die breite Straße, die von Pferdegetrappel und dem Gesänge am offenen Feuer biwakierender Soldaten widerhallte und stolperte querfeldein über Äcker und Wiesen und sumpfiges Heide-

land. Nach einstündigem Marsche winkte ihnen der matte Schimmer aus dem Krüge des ersten Dorfes. Am oberen Rande, ganz hinter welligen Hügeln gedeckt, rauschte der Bach, der die Mühle trieb. Auf schmalen Hinterpfaden, die Häuser umgehend, steuerten sie den summenden Tönen zu. Am langen, niederen, strohbedachten Hause vor der Mühle angelangt, klopfte der Rabbi ans letzte kleine Fenster.

„Wer da?“, fragte eine verschlafene Stimme.

„Öffnet, Reb Ize Meier, ein Jude sucht Einlass und den Schutz eueres Hauses.“

Kaum hatte der Müller die aufgeregte Stimme des Rabbi gehört, da erinnerte er sich schon der Worte Abe Chokers und wusste Bescheid. „Kein Licht machen!“, flüsterte Rabbi Schlomo. Und ohne Lichtschimmer, ohne ein Wort, war Miri in die mit Säcken und Tonnen vollgefüllte Kammer geschoben, während sich der Rabbi und seine Schwester sofort lautlos auf den gleichen gewundenen Wegen, wie sie kamen, heimmachten.

---

In den ersten Vormittagsstunden waren an tausend schöne Brotlaibe fertig. In einem Wagen fein säuberlich in Burgform aufeinandergeschichtet, brachte sie Bär, der Fuhrmann, vor das Rathaus, wo sie Abe Choker in Empfang nahm, um sie dem Gewaltigen feierlich zu überreichen. Den obersten Broten wurde als Verzierung der russische Doppeladler angebacken. Mit diesem sinnfälligen Zeichen patriotischer Ergebenheit glaubte man besonderen Eindruck zu machen.

Podletzki kam gerade aus dem Rathause heraus, sehr übel gelaunt, seine Mundwinkel unter dem mächtigen Schnurrbarte zuckten nervös. Als er der Brote ansichtig wurde, schmunzelte er. „Wie viel?“, fragte er höhnisch.

„Genug“, antwortete der Choker unfreundlich.

Der Pole maß und wog mit den Augen. „Nicht genug!“ sagte er. „Da kommt Ihr ihm heute gerade recht. Der Jude verlegt sich wieder aufs Handeln, hab es ihm schon vorausgesagt, das hat ihn heute erbost, nun mag er es selbst sehen. Die Adler nützen euch wenig, man kennt schon eure Gesinnung, Ihr — — —“

Und mit einem saftigen polnischen Fluche im Munde ging er sehr missvergnügt von dannen.

Doch Abe Chokers wartete eine angenehme Überraschung. Der Oberst empfing ihn ruhig, fast freundlich, und dankte für die Spende, ohne nach der Zahl der Brote zu fragen. Als Abe etwas wie eine Entschuldigung stammelte, unterbrach ihn Dimitri Korolenka mit der Frage:

„Ist es wahr, dass Ihr Juden es mit den Deutschen haltet und deren Einzug herbeisehnt?“

„Eine elende Verleumdung, Euer Gnaden, von gewissenlosen Personen ausgehend, die die Verhetzung der Bevölkerung als Geschäft betreiben.“

„Ist es nicht wahr, dass Ihre gestern und vorgestern beim Einzuge der Kosaken die Läden geschlossen habt, um die Waren für die Deutschen aufzubewahren?“

„Vorgestern, hoher Herr, hatten wir Sabbath, der uns strenge Ruhe gebietet und gestern — — —“

„Ja, gestern, ich weiß es“, lachte der Oberst jovial, „gestern zum Zeichen der Trauer um Jerusalem — —.“

„Euer Gnaden wissen es und wissen auch, dass trotzdem eine Anordnung des Rabbinats erging, mit Rücksicht auf das durchziehende Militär alle Bäckereien und Lebensmittelgeschäfte offen zu halten — —“

„Euer Rabbi ist ein sehr weiser Mann“, sagte der Offizier ganz unvermittelt

„Ja, er ist von uns allen sehr geehrt und geliebt.“

„Und hat eine allerliebste Tochter — — —“

Abe Choker schwieg.

Dimitri Korolenka bestand auf keiner Antwort. Er war in bester Laune und fragte weiter:

„Ihr kennt euch auch in der polnischen Bevölkerung aus. Wie ist die gegen uns gestimmt?“

Ohne langes Überlegen antwortete Abe:

„Sicher genauso treu und ergeben wie wir.“

Der Offizier sah den Juden groß an.

„Sie sprechen von euch in anderem Tone. Womit habt Ihr eigentlich den glühenden Hass der Polen so auf euch geladen?“

„Weil wir, gleich ihnen, leben, Geld verdienen und unsere Kinder ernähren wollen. Zudem gab es politische Streitigkeiten, Wahlkämpfe, nicht bei uns, sondern dort im weiten Warschau, von wo aus Hetzapostel den Hass ins weite Land, auch bei uns, verpflanzen. Im Volke hat dieser Hass keinen Boden, wir verkehren freundnachbarlich mit den Polen in Stadt und Land, allein

einzelne ehrgeizige Hetzer verbreiten den Hader und benutzen ihn als Mittel, zu Amt und Würde zu gelangen . . .“

„Podletzki!“, entfuhr es dem Offizier, den die Auskunft sichtlich interessierte.

Abe Choker schwieg, er vermied es, den Namen zu wiederholen, und er wurde darauf mit kurzem Danke verabschiedet.

---

Pünktlich um die Mittagstunde stand der Dienstwagen des Kommandeurs, von einem Soldaten in sauberer Uniform geführt, vor dem Rabbinerhause, den Rabbi Schlomo allein bestieg. Leute auf der Straße, die um die Sache wussten, sahen ihrem Führer voll Wehmut und Bewunderung nach und winkten ihm freundlich zu. Abe Choker rief in den Wagen hinein: „Es wird gut gehen, Rabbi, er ist heute sehr guten Mutes und wird Einsicht haben, er hat sie auch mir gegenüber bei Ablieferung des Brotes gehabt.“

Der Rabbi runzelte die Stirn und richtete sich an der Wagenlehne auf. Etwas vom Märtyrermute langer Generationen rieselte durch seine Adern und hatte sich ganz steif gegen einen heranziehenden Sturm aufgebäumt.

Da kam es schon herangetobt, wie ein wilder Orkan.

Der Offizier hatte vom Fenster aus den einen leeren Sitz im Wagen wahrgenommen, und kaum hatte Rabbi Schlomo die Türe aufgemacht, da brüllte es ihm entgegen:

„Ich habe auch euere Tochter hierher befohlen. Wo ist sie?“

„Erbarmen, hoher Herr“, flehte der Rabbi, „es ist nicht die Art sittiger jüdischer Jungfrauen, vor kriegerrische Männer zu treten. Sie betraute mich, an ihrer statt Ihren Auftrag entgegenzunehmen.“

„Ihr wagt es, meinem Befehle entgegenzuhandeln und noch meiner zu spotten!!!“

Er sprach es, kalt, erhaben, jedes Wort ein Dolchstich; in seinem Auge loderte aber verhaltene Wut. Die ganze unbändige Wildheit seines Wesens und Geschlechtes war in ihm erwacht.

„Nun Jude, sprecht selbst, was soll ich mit euch Deutschlingen beginnen? Das verlangte Brot habt ihr nicht geliefert und nun zeigt Ihr auch offen harten Widerstand. — Ich reklamiere euere Tochter als Spionin, sie kam jüngsthin aus Deutschland und Ihr habt sie wohl jetzt wieder über die Grenze geschafft.“

„Sie hat mich ins Bad begleitet“, versuchte der Rabbi einzuwenden.

„Schweigt“, donnerte der Offizier und trampelte mit den Füßen. „Hört, wie ich euren Widersinn beuge. Bis fünf Uhr abends muss die Spionin eingebracht sein. Ihr bleibt als Geisel so lange hier unter Gewahrsam, andere kommen noch dazu. Haben meine Kosaken vergebens gesucht, dann werden mit dem fünften Glockenschlage mitten auf dem Markte fünf Galgen errichtet. Alle andern Juden der Stadt werden Zuschauer des Schauspieles sein und dann

mit diesem schönen Bilde im Herzen über die Stadtgrenzen gejagt werden . . . . Wisst Ihr nun, lieber Rabbi, was das heißt, mit einem Befehlshaber Seiner Majestät des Zaren zu spielen? Ab . . !“

Auf einen Wink des Offiziers wurde Rabbi Schlomo von rohen Soldatenhänden gepackt und unter Stößen und Püffen in ein vergittertes Nebengemach gezerrt, dessen Türe sich hinter ihm klirrend schloss.

In Abständen von je zehn bis zwanzig Minuten ging die Türe wieder auf und eine neue Geisel wurde ins Gemach geschoben. Zuerst Abe Choker, der ganz aufgelöst nach Luft rang. „Dieses Unglück!“, jammerte er, „diese plötzliche Wendung, und er war doch heute Morgen so gütig, so zugänglich.“ Dann wurde Wolf Challes, der Bäcker, eingebracht. Er hatte noch seine weiße Schürze um und die Samtkappe schief auf dem Kopf und wusste vor Angst gar nichts zu sagen. Ihm folgte Leibe, der Mehlhändler, das Gesicht fast so weiß wie der Rücken des Rockes, an dem der Mehlstaub faustdick saß. Sie hatten den Ahnungslosen direkt von der Mehlfuhre weggeholt. Als man zuletzt auch Ize Meier einlieferte, fing wieder das kranke Herz Rabbi Schlomos heftig, fast hörbar, zu pochen an. „Auch bei euch in der Mühle?“, zitterte er und erschrak vor seinem eigenen Flüstern. „Nein“, bedeutete der Müller, mehr durch Mienen als durch Worte. „Ich war gerade

in der Stadt und sie griffen mich auf der Straße auf.“

So saßen die Fünf in dumpfem Schweigen und getrauten kaum einander anzusehen. Nur verstohlen suchte der eine den Ernst der Situation den stummen Mienen des anderen abzulesen, und wandte die Augen weg, sobald sich die Blicke trafen.

Abe Choker gewann zuerst die Sprache wieder.

„Es steht schlimm, es kann uns, Gott verhüte es, an den — er stotterte und hustete — und eine ganze Gemeinde in Angst und Gefahr. Da fragt es sich doch, ob nicht besser und ratsamer und doch am Ende zu überlegen wäre — — —“ Er rang nach einem Ausdruck und hielt, nachdem er so merken ließ, wo er hinauswollte, mitten im Satze inne.

„Auch ich wäre der Ansicht“, bemerkte Wolf, der Bäcker hustete und schneuzte sich und brachte es ebenfalls nicht über die Lippen, was eigentlich seine Ansicht sei.

Das gab aber Abe Choker Mut.

„Am Ende“, sagte er, „hat er gar nichts Böses im Sinne gegen Eure Tochter. Er möchte nur seinen Willen haben. Er kann auch sehr gnädig sein. — Unberechenbar in seiner Güte, wie in seinem Zorn und wandelbar wie Aprilwetter; so sind sie alle, die Kosakenoffiziere, mit denen ich bis jetzt zu tun hatte. Bleibt aber sein Wunsch unerfüllt, dann, dann ist alles zu befürchten . . . .“

Nachdem einmal das Wort gefallen war, wagte auch Ize Meier flüsternd einzuwerfen:

„Finden sie sie bei mir, dann wird es meiner Mühle schlecht ergehen. Der Rabbi ist ein gelehrter, weiser Mann und muss es wissen, ob in solchem Falle . . . und dann . . . und so weiter . . . Und insbesondere nach all dem, was uns der Choker gesagt . . .“

Rabbi Schlomo schüttelte unschlüssig das Haupt.

„Ruhe und Vertrauen, liebe Freunde, noch vier volle Stunden Zeit, und Gottes Hilfe kommt in einem Augenblick! . . . Warten wir noch eine Weile mit Ruhe ab, was Er, gelebt sei sein Name, mit uns vorhat . . .“

Sie saßen wieder ganz still, jeder in seine Gedanken vertieft, und sahen nicht, wie draußen vor den Fenstern ihres Kerkers Frauen und Kinder jammernd und händeringend sich drängten, und wie sich von Straße zu Straße dumpfe Weheklage wälzte. Nur Stunden sollten über liebes Leben und das Schicksal einer Gemeinde entscheiden . . .

Aus der polnischen Teehalle im Vorderhause des Konsumladens heraus tauchten allerlei verdächtige Gestalten auf, Männer mit Zange und Hammer, Frauen mit leeren Säcken und Markttaschen unter der Schürze. Vor ihnen stand Podletzki und hielt so etwas wie öffentliche Volksvorlesung. Mit vielen Gestikulationen wies er fortwährend auf die jüdischen Geschäfte und Häuser hin und suchte in einer Art juristischer Belehrung den Leuten klar zu machen, dass alle Habe verjagter Spione dem Staate anheimfalle, der Staat sei aber zunächst das Militär, denn das Volk . . .

„Und die Polizei; der Pristas?“, warf ein biederes Bäuerlein skeptisch ein.

„Da kommt auch schon einer“, bemerkte eine Frau und wies auf den des Weges daher schlotternden Polizisten.

„Hierher Pawlik!“, winkte ihn Podletzki vertraut herbei. „Sage Bruderherz, was habt Ihr auf der Polizei mit der Austreibung der Spione zu tun?“

„Zu allen Teufeln mit euch und den Spionen!“, erwiderte der Polizeimann missvergnügt, „für zwei Rubel die Woche jage ich keine Spione herum. Wir auf der Polizei haben jetzt überhaupt nichts zu sagen, der Pristaw selbst, ein Dr . . . wie ich. Der Kosak ist Herr und Gebieter in der Stadt.“

„So ist's brav und ehrlich, Pawlik“, lobte Podletzki mit triumphierendem Blicke auf das Volk, „nun mal hinein in die gute Stube, lieber Pawlik und lass dir auf meine Kosten von Marjanka etwas für dein kaltes Gemüt einschenken. Wenn du ihr ein gut Wort gibst, ist auch Schnaps da . . . ist zwar strengstens verboten, aber wenn's die Polizei selbst so will . . .“

„Also“, setzte Podletzki die Rechtsbelehrung fort, nachdem der Polizeimann gegangen war, „habt Ihr es gehört, Ihr lieben Leute: In Kriegszeit geht die Gewalt von der Polizei auf das Militär über. Die Militärverwaltung hat's verfügt, und sie weiß schon warum . . . Versteht Ihr's jetzt, ihr Schwachköpfe und Dickschädel vom Geschlechte des Rindviehs?“

Ja, sie verstanden es jetzt alle, die Männer fuchtelten mutig mit Hammer und Zange und einige der Weiber lüfteten die Säcke und Taschen ganz offen und fragten ungeduldig, mit lüsternen Augen nach der langen Gasse der Judengeschäfte, nach der Zeit. Ein paar halbwüchsige Burschen stimmten ein wildes Hallo an, das dem lahmen Chonne galt, der gerade mit den Wassereimern die Straße hinaufgehumpelt kam, einige spitze Steine flogen dem „Moschko“ um den Kopf und in die Eimer. Und mitten ins laute, lustige Gewühle klang jetzt hell und scharf ein Glöcklein hinein.

Der katholische Geistliche der Litauer-Kirche, Kamacinek, schritt, von einem Sterbenden kommend, in der weißseidenen, goldgestickten Toga gravitatisch daher, ein weißumhüllter Messknabe trug ihm das Kreuz voran und läutete mit dem Messglöcklein bei jeder neuen Straßenbiegung. Die Frauen und Männer vor dem Teehaus bekreuzten sich, andere knieten nieder. Podletzki suchte Deckung unter dem Dachvorsprunge des Schuppens.

Mit einem prüfenden Blicke hatte der treue, kluge Hirte die ganze Situation erfasst und er trat schnurstracks mit Kreuz und Glöcklein im strahlenden Goldweiß der Toga auf die Leute zu, die sich, soweit sie knieten, auf seinen Wink erhoben.

„Was geht hier vor, Leute?“

Keiner antwortete.

„Ihr habt Böses im Sinne und wollt eure

Taschen mit dem Gute Anderer füllen. Es ist aber eines wahren Christenmenschen unwürdig, sich um Schaden, den der Bruder an Leib und Gut genommen, zu weiden und zu bereichern. Wisst Ihr nicht, was geschrieben steht von denen, die ernten wollen, was Andere mit Tränen gesät? — — — Geht heim, liebe Leute, und der Herr verzeihe euer böses Trachten, wie er dem verziehen, dem ich eben den letzten Trost gespendet, dass er nicht beladen in die ewige Heimat einziehe. Geht heim und tut Buße — — —

Da sich keiner rührte, fasste Kamacinek die Vordersten fest ins Auge und seine Stimme erhob sich mahnend und drohend:

„Vor euch das Licht, vom Herrn gesandt zu euerem Wohle, bevor euch die Sünde in ihre Fallstricke gelockt, hinter euch aber der Verführer der euch ins Verderben jagt . . . Ich aber sage euch, liebe Mitbrüder, folget dem Lichte . . .!“

Das Glöcklein läutete und der Geistliche schritt von dannen, voller Größe und Würde. Hinter ihm aber schlichen leise und beschämt an zwei Dutzend Frauen und Männer, Hammer und Sack tief unter Rock und Schürze verborgen. Die ruhigen Litauer folgten ihrem beliebten Hirten.

Die Polen blieben, und Podletzki, der nun aus seinem gedeckten Unterstande wieder vorrückte, machte ihnen mit großem Wortschwall klar, dass auf die litauischen Ochenschädel von jeher kein Verlass sei und dass es ihr Geistlicher schon immer mit den Juden halte. . . .

---

Langsam rannen die Minuten und flossen doch rasch zu Stunden zusammen. Aus den geschlossenen Häusern starrte Todesgrauen in die leeren Straßen hinaus. In der Dorfmühle draußen harrten sie vergebens der Rückkehr des Hausherrn. Bis denn heimkehrende Bauern die Mär brachten von seiner Verhaftung und den anderen Dingen, die da in der Stadt vorgingen. Man suche eine Spionin, die die Juden verborgen halten . . . Fünf Gerüste seien auf dem Markte bereits aufgerichtet, für den Rabbi und die andern Vier.

Das hörte Miri in ihrem Verstecke, und ihr Herz krampfte sich in Angst und wildem Schmerz zusammen. Ein gewaltiger Kampf begann in ihr und zerwühlte ihre Seele, dass sie wie in wildem Wahnsinne von Ecke zu Ecke lief und alle Geisteskraft aufbieten musste, am nicht laut und selbstverräterisch aufzuschreien.

Also hatten sie die Formel gefunden. Eine Spionin! Und der alte Vater und die vier Männer in qualvoller Erwartung der letzten Stunde . . . Und alle Anderen, auch Tante Lea . . . Greise und Kinder . . . Soviel kostbares Leben, soviel reines Familienglück um der einen willen, um ihretwegen . . . Der Mut der Verzweiflung überkam sie und fühlte die Kraft in sich, ihr winziges Leben lachend den Bestien hinzuwerfen, für sie alle . . .

Allein sie verlangen mehr, — ihre Ehre . . . Und dennoch!

War das von ihr recht, ihre Ehre auf Kosten so vieler Schuldloser zu schützen? . . . War das erlaubt?

Es war ihr, als müsste ein Himmelszeichen kommen und ihr den Weg anzeigen, eine Botschaft vom Vater überbringen . . . Denn sicher befand sich in den alten Büchern des Gesetzes auch etwas von solchen Fällen . . .

Vielleicht wusste Tante Lea Rat — sie kannte sich doch so gut in den alten Schriften aus . . . Es drängte sie hinaus aus dem Banne der stummen Säcke und des toten Gerümpels. Aber draußen scharten sich Bauersleute und rüsteten sich voll Gier und Neugier zu einem Beutezug nach der Stadt. Und nach Sonnenuntergang würde alles geschehen sein . . .

Im Gelasse war keine Uhr und im Nebenraume waren alle Geräusche restlos erstorben. Offenbar waren die Leute ebenfalls in die Stadt geeilt. Das Mühlenrad bewegte sich nicht. Todesstille ringsumher. Verstohlen sah sie zur Luke hinaus. Der Mühlbach ruhte und umspülte kristallklar und sonnendurchstrahlt das feiernde riesige Steinrad, wie in dankbarer Freude ob der unerwarteten Feierstunde. Sie hängte sich ganz zur Luke hinaus. Wie wäre es? . . . Wenn sich nachher das Rad in Bewegung setzte, das betäubende Geratter wieder begann und der Wasserschaum hügelhoch emporschoss, dann hörte man nicht einmal den Aufschlag des Menschenkörpers, der dann rein der Entehrung entronnen . . . .

„Wahnsinn!“, schrie es in ihr auf. Der

Vater und die Andern standen in ihrem letzten entsetzlichen Kampfe vor ihr. Stand die Ehre eines jungen, unbedeutenden Weibes höher als das Leben verdienter Männer, als das Glück Hunderter?! . . . „Sag es mir doch jemand! . . . Vater! . . . Tante! . . .“

Rat- und fassungslos wandte sich Miri von der Luke weg und durchmaß mit raschen Schritten das Zimmer. Im Laufen stolperte sie über einen weichen Gegenstand. Ein Männerrock, vielleicht das Sonntagswams des Müllergesellen. War das am Ende das himmlische Zeichen? Sie hüllte sich in das dicke Bauernkleid, das ihr bis zu den Füßen ging und zog die Mütze tief ins Gesicht. Sie schob den Riegel von der Türe, aber das Haustor war von außen festverrammelt. So riss sie rasch das Fenster auf und ließ sich herunter. Sie fiel auf das weiche Gras, stand aber auf und lief, lief über Feld und Flur, Acker und Wiese, lief, was sie laufen konnte, denn die Minuten waren kostbar . . . Vielleicht merkte es jemand, vielleicht lief jemand hinter ihr her . . . Sie sah es nicht, lief nur rastlos weiter, ohne sich umzusehen, der Stadt zu, und wäre schier einem daher rasenden Auto in die Flanke gelaufen, wenn nicht der Führer noch schnell andere Richtung genommen hätte. —

— —

Mit dem Auto kam Leben in die Straße. Meldereiter trabten dahin und dorthin, Soldaten schwirrten durcheinander und marschierten in kleineren und größeren Trupps straßauf, straßab. Es wurde getrommelt und vor den

Kasernen formten sich die dichten, endlosen Reihen.

Man brachte diesen Aufruhr mit der nahenden Stunde der Prozedur auf dem Markte in Zusammenhang, denn nur eine knappe Stunde trennte noch von der festgesetzten Frist. Nur wenige Minuten noch und das ganze Militäraufgebot musste auf den Markt marschieren, wo sich das Grässliche vor aller Augen abspielen sollte.

Es hielt die Juden nicht mehr in den Häusern. Man lief auf die Straße, lauschte nervös aufs Horn und den Trommelwirbel, dann spähte man ängstlich nach dem Rathause und dem Markte aus. Die Soldaten zogen hin und her und schienen auf nichts zu achten. Eben erhob sich an der großen Kaserne mächtiger Gesang unter scharfen ehernen Marschklängen blitzender Instrumente. Ein ganzer Trupp setzte sich in Bewegung, aber er zog nicht auf den Markt, sondern die Straße hinab, die nach dem Walde führte.

Mählich sammelte sich die Judenheit auf dem Marktplatze, alt und jung, Weib und Kind. Es waren deren so viele, dass alle angrenzenden Straßen angefüllt waren. Die Angst der Stunde hatte lähmend gewirkt. Die Leute froren trotz der Schwüle Hochsommernachmittags und drängten sich, wie verschüchterte, vom Hunde gehetzte Lämmer, schauernd und zähneklappernd eng aneinander; kaum ein Laut wurde hörbar. In Erwartung das Unfassbaren, das sich auf dem Schreckensplatze vorbereitete, wurde jedes

Gefühl für das eigene Schicksal ganz in den Hintergrund zurückgedrängt.

Im Hofraum der polnischen Teehalle hielt Podletzki die Seinen beisammen und fest im Auge. „Noch nicht“, kommandierte er, „erst, wenn sie alle aus der Stadt gezogen und das Militär wieder in den Kasernen ist . . .“

Trupp auf Trupp setzte sich mit Hornklang und klingendem Spiel in Bewegung. Reiterscharen trabten hinterher, denen endlose Kanonenzüge und schwere Proviantwagen folgten, alle hinaus, dem Walde zu.

Und auf dem Markte standen die Menschen in stummer Erwartung des Grässlichen und in dunkler Ungewissheit des eigenen Schicksals. Indes, kein Soldat war hier zu sehen.

Der Zeiger an der großen Uhr des Rathauses rückte erbarmungslos weiter, und nun schlug es langsam und gemessen: eins—zwei—drei—vier — — fünf . . . Ein stilles Schauern ging durch die Menge. Aller Herzen schlugen fast laut mit, aller Augen waren nach einem Punkte gerichtet . . . Aber vom Rathause kam nichts.

Dort ging just zu dieser Zeit die Türe des Gemachs, in dem sich die Fünf auf den letzten Gang rüsteten, rasch auf, und der Rabbi wurde zum Oberst befohlen.

Der Offizier ging Rabbi Schlomo einige Schritte entgegen. Er sah ernst, fast finster darein, und seine Stimme hatte einen Anflug von Weichheit.

„Na, Rabbi, habt Ihr euch endlich den Kasus überlegt?“

„Wir überlegten und überlegten, Herr, und konnten zu keinem andern Schlusse kommen, als das grausige Spiel, das Euer Gnaden mit uns zu treiben belieben, wie eine gerechte Strafe Gottes auf uns zu nehmen.“

„Es ist nicht Gott, es ist vielmehr euer eigener Trotz, euer Widerspruchsgeist, der euch ins Verderben treibt.“

Es konnte dem klugen Rabbi nicht entgehen, dass sich ein gut Teil Respekt in die Sprache des Offiziers mildernd mischte. Er klammerte sich krampfhaft an diesen Rettungsplanken letzter verhaltener Menschlichkeit und sprach in seltsam bittendem Tone:

„Hoher Herr war es Trotz und Widerspruchsgeist vom Propheten Gad, als er dem mächtigen König David die Geschichte vom Schäfchen des armen Mannes, das ihm der Reiche und Mächtige entreißen wollte, erzählte? Es ist, gnädiger Herr, mein einziges Kind, mein Augapfel, mein Lebenslicht und der Herr ist groß und mächtig und gebietet über Tausende. . .“ Tränen erstickten des Rabbi Stimme.

Ganz ruhig, mit trockener Selbstironie, ergänzte der Offizier:

„Und ich — das reißende Untier, vor dem man sein lieb Schäfchen versteckt, dass es nicht in seine Klauen komme . . . Nicht wahr, lieber Tolstoi, weiser Rabbi, Prophet Gad oder sonst was vom Geschlechte der Moralisten und

Weltverbesserer? — Nun, lasst es euch sagen, Freund, Ihr spielt mit dem Feuer — der Oberst sah nach der Uhr und fasste den Rabbi scharf ins Auge — Ein Viertel nach fünf; ja, ja, Rabbi, seht dem Untiere nur direkt ins Gesicht — seit einer Viertelstunde würdet Ihr und eure Freunde schon am Gerüste bäumeln — Dimitri Korolenka pflegte selten sein Wort rückgängig zu machen. — Ihr dankt es nur einem Zufall, dass Ihr nicht bereits eine viertel Stunde lang dort oben auf den Lohn eurer Weisheit wartet . . .“

Der Rabbi hielt den Blick aus und zuckte mit keiner Muskel, indes der Offizier ernster fortfuhr:

„Es ist früher als wir erwartet von der Brigadekommandantur der Befehl zum Ausrücken gekommen. — Die Truppen sind bereits auf dem Marsch und ich selbst bin vielleicht schon heute Nacht mitten in der tiefsten Schlacht . . . Nun wollte ich doch nicht so Abschied von der Stadt feiern. Übrigens, dass ich es offen heraussage, ich dachte an eure Worte, Rabbi, von gestern Abend. Es soll sich kein Weibergeheul zwischen Gebet von Mutter und Kind und den Himmel drängen . . . Heute nicht . . .“

„Mögen die Gebete Erhörung finden und erflehten göttlichen Schutz bringen“, segnete der Rabbi.

Dimitri Korolenka sah erstaunt auf.

„Was, Ihr verflucht mich nicht?“

„Das Fluchen ist uns Juden selbst Feinden

gegenüber verboten. Die aber, welche unser Land und unsere Sicherheit verteidigen, begleitet unser innigster Segen.“

Korolenka schlug guten Mutes auf den Tisch, dass es krachte.

„Ganz seltsame Menschen, diese Juden! — demütig, unterwürfig wie die Hunde und doch wiederum von unbeugsamem Stolz, Trotz und unerhörtem Mut. Unverständlich und unberechenbar; lassen sich beschimpfen und beleidigen, werfen und treten, und ziehen sich dann auf ihr Ich zurück wie ein unverwundbarer Igel . . . Sprecht, Rabbi, was seid Ihr eigentlich . . .?“

„Menschen, die in Frieden leben, ihre Habe und Ehre geschützt wissen möchten — —“

„Und vor einem Befehlshader des Zaren allerlei Katzenbuckel machen, um ihm in Wahrheit in unerhörter Weise die Stirn zu bieten. Na — der Kosakenoberst kämpfte offenbar gegen einen neuen Wutanfall — ich komme euch noch bei, ein Kosakenschwert kann auch einen Igelpanzer durchhauen. Aber heute nicht, in einigen Wochen erst, wenn wir die Preußenhunde über den Haufen gerannt und wir in Berlin sind, komme ich wieder her, und dann halten wir Abrechnung. — Ihr könnt euch solange noch den Fall in der Abgeschlossenheit mit euren Freunden nach allen Seiten überlegen, Ihr bleibt bis dahin in Haft — —“

Die letzten Worte wurden fast übertönt von einem wie im Sturm aufbrausenden Men-

schengewühle draußen. Der Oberst hielt mitten im Drohen inne und horchte scharf auf.

Die Ordonnanz trat ein.

„Melde gehorsamst, sie haben draußen auf freiem Felde die Spionin erwischt, war als Mann verkleidet, haben sie blutig geschlagen und hierhergeschleppt. Bitten um Einlass.“

Der Offizier sprang auf wie von einer Natter gebissen und stieß einen Fluch aus.

„Hereinführen!“

„Zu Befehl, Euer Hochwohlgeboren!“

Der Rabbi wurde sofort abgewinkt. Im langen, dunklen Hausgang des Rathauses stieß er jedoch beim Abführen mit den Soldaten zusammen, die mit aufgefanztem Bajonett eine seltsame menschliche Gestalt in ihrer Mitte daher schoben. Schlaff hingen die Arme in den zu weiten und zu langen Ärmeln herunter und der große, ganz eingedrückte Bauernhut hing bis zu den Augen und gab der Erscheinung etwas Unheimliches. Man konnte den Menschen für einen Landstreicher halten, der sich auf freiem Felde die Kleider einer Vogelscheuche angeeignet hatte. Rabbi Schlomo blieb eine Weile stehen, senkte das Haupt ganz tief und sah der Gefesselten tief in die umflorten Augen. Nur ein einige Sekunden ruhten die Augen, von Vater und Tochter ineinander. Und dann stieß Miri einen Schrei aus, dass die Soldaten für einen Moment stillhielten.

„Vater, du? . . . Gott sei es gedankt . . . ist also noch nicht zu spät — —“

Er konnte nicht erwidern und suchte noch einmal ihr Auge. Er fand es auch noch für einen Blick. Und dieser Blick war flehend und gebietend zugleich, voll Schmerz und dringender Mahnung . . .

Der Offizier sah das Mädchen eine Weile stumm an. Der Soldat hatte ihr beim Hereinführen den Bauernhut vom Kopfe gerissen und das nach hinten gekämmte wellige, pechschwarze Haar lief in wallenden, dichten Strähnen bis zum Nacken. Unsicher und unbeholfen tastete sie mit den Armen in den weiten Ärmeln wie hilfesuchend herum. Ein leichtes Rot bedeckte ihr Gesicht, aus dem die heruntergeschlagenen Augen wie die eines gehetzten Wildes von Zeit zu Zeit aufblitzten und geängstigt nach Deckung ausspähten.

Der Oberst winkte die Soldaten hinaus und schloss behutsam die Türe von innen ab. Dann trat er ganz nahe an das Mädchen heran, das erschauernd zusammenfuhr und den Kopf noch tiefer senkte.

„Also“, fing er kosend an, „hätten wir den ausgebrochenen Vogel, die Rose Sarons, wieder. Sieh mich an — er versuchte ihr die Hand unter das Kinn zu legen, was Miri mit einer raschen Bewegung abwehrte — sieh mich an Mädels! Also bist du doch anders als deine Sippe, die dich versteckte. Du weißt es, der Kosakenoberst ist kein Raubtier, brichst aus und kommst von selbst. So ist es recht — — —“

Miri hatte sich wie schutzsuchend ganz in die

Türwand hineingedrückt, und ohne aufzuschauen erwiderte sie tonlos:

„Ja, ich kam von selbst — dass nicht Andere meine Schuld büßen.“

„Welche Schuld?“

„Ich bin als Spionin angeklagt.“

„Na, so ernst war das mit der Spionin gar nicht gemeint — Mädels, schau auf, und sei nicht störrig. Sieh mich an, Dimitri Korolenka, den mächtigen Kosakenoberst von fürstlichem Blute. Er ist es nicht gewöhnt, die feste Burg eines Mädchenherzens erst nach langer Belagerung zu nehmen . . . alles im Sturm . . . Zudem drängt die Zeit . . . Also Augen auf und Händchen her . . . Ab auch mit dem dummen Bauernkittel, der alle Zartheit und Schönheit der Linien verdeckt . . .“

Da sich das Mädchen noch mehr in die Wand eingrub, die Augen nicht hob und sich überhaupt nicht rührte, machte Dimitri Korolenka eine Bewegung, als wollte er Gewalt anwenden.

Allein Miri warf sich rasch zu Boden und ein Schrei durchhallte den Raum, dass der Offizier ein paar Schritte zurückwich.

„Lasst mich, Herr, richtet mich, tötet die Spionin, zieht euren Degen und . . . oder lasst mich hinaus, zu der Menge, dass sie mich erschlage, lasst mich — — —“. Sie rang nach Atem.

Der Oberst hob sie mit einer kräftigen Handbewegung in die Höhe und richtete sie auf, blieb

aber nun in einiger Entfernung von ihr und sah ihr scharf ins blitzende Auge.

„Keine Spionin, aber eine kleine Judenhexe, störrig Blut, wie sie alle. Na, da ist mit Sturmangriff nichts zu machen. — — Höre mich an, Mädels, es ist ein Missverständnis zwischen uns. Wir sind hier allein . . . Hätte ich Böses im Sinne, wer hinderte mich daran, mir die Blume mit Gewalt zu pflücken? . . . Aber du gefällst mir, es ist Heldenblut, und so was imponiert mir . . . Nun höre gut: es reift in mir ein ganz ernstlicher Plan heran. Ich schicke dich zu meiner Mutter nach Kasan, bis die Schlacht vorüber und ich dich dann wohlbehalten und trainiert, als orthodoxe Christin, aus ihren Händen empfangen. — — Na Mädels, was sagst du jetzt? jubelst du nicht laut auf ob dieses ungeahnten Glückes?! — — —“

„Ich bin ein Judenmädchen, Herr, und werde alle Tage meines Lebens Jüdin bleiben . . .“, hauchte Miri heraus.

„Das findet sich schon. Halte dich reisebereit. Mein Plan ist fertig.“

Miri hob die Augen, aus denen Blitze zuckten.

„Auch meiner . . . Ich komme nicht weit hin, ich stürze mich, sobald ich draußen bin, in die Menge, schreie es in alle Gassen hinaus, dass ich Spionin bin, lass mich vors Gericht zerren, vor den Generälen führen, vor den höchsten . . . und stehe ich einmal vor ihm, dann versuche ich es, so gut ich es kann, zu erzählen, wie ich

Spionin geworden . . . Die Not, der Schmerz werden mir das richtige Wort geben . . .“

Der Oberst sah das Mädchen groß an, er begriff nicht, wie sich aus dieser kleinen, zierlichen Gestalt diese Kraftwelle ergießen konnte.

„Mädel“, lachte er auf, „du bist des Teufels! Fast muss ich an das verhüllte Weib bei Sebastopol anno 1855 denken, von dem mein Vater, der dort als Brigadechef stand, immer erzählte, wie es bei Mondschein im Lager von Mann zu Mann schlich und jedem etwas ins Ohr raunte, das Glück oder Unheil bedeutete . . . Auch in der Mandschurei wollten meine Kerle vor jeder Schlacht das geheimnisvolle Weib gesehen haben . . . Mädel, du bist was Ähnliches . . .! Du könntest unsere Soldaten Mut und Todesverachtung lehren. — Und dennoch, wirst du nach Kasan, aber noch nicht jetzt, erst, wenn ich wiederkomme . . . Finde ich dich wieder, wenn ich komme, falls ich dir jetzt die Freiheit schenke?“

„Ich bleibe bei Vater, der in seinem Zustande der Stütze nicht entbehren kann.“

„Schwöre es mir!“

„Ich schwöre!“

„Aber dein Vater mitsamt den Andern bleiben in Haft und bürgen für dich mit ihrem Leben.“

Miri trat einen Schritt näher an den Offizier heran. Aller aufgebäumte Trotz war aus ihrer Seele gewichen. Sie stand, von Angst geschüttelt, nur noch als Bittende da.

„Euer Gnaden schenken mir die Freiheit, und drinnen werden die lebendigen Zeugen meiner

Schuld weiter schmachten, dass die Menschen mit Fingern auf mich deuten, mich mit Steinen bewerfen und hinter mir herbrüllen: „Schlagt sie tot, die Spionin! . . .“

„Es bleibt hier Militär genug, um die Leutchen im Zaume zu halten. Meine Kosaken erhalten Weisung.“

„Hier vielleicht, aber überallhin wird die Kunde von der jüdischen Spionin dringen, von den andern Verrätern, die in Haft genommen werden mussten, und der Schrei nach Rache, nach Mord und Plünderung überall erschallen . . . Erbarmen, hoher Herr, für sie alle, die dort überall im weiten Lande um meinetwegen zittern müssten . . .“

„Und so schreien, dass ihr Schrei die Gebete der Mutter für den Sohn übertönt, was? —“ Ganz jovial klangen die letzten Worte aus dem Munde des Offiziers, dann fragte er nach einigem Überlegen kurz und rasch:

„Und du wirst hierbleiben, auch ohne Haftung von irgendeiner Seite?“

„Ich habe es beschworen.“

„So gehe, kleine Hexe, und führe den Vater heim. Sie sind alle frei. Wir aber wollen doch in Frieden scheiden. Küsse mich Heldenmädchen zum Abschiede, dass ich den Kuss wie einen Talisman in die Schlacht hinaustrage, und er mich, wie einst meinen Vater hinaustrage, und er mich, wie einst meinen Vater bei Sebastopol das Gesicht vom wundersamen Heldenweibe, begleite — Na Mädels, du zögerst, ist auch das eine Sünde? — —“

Miri warf sich auf die Knie und ergriff die Hand des Kosakenführers, die sie zum Munde führte.

„Heißen Dank, Herr, für die Gnade und für den gewährten Schutz“.

„Nicht mehr, als das?“

Er richtete sie rasch aus und reichte ihr die Hand.

„Auf Wiedersehen! Draußen wiehert schon das gesattelte Ross. Ich komme in wenigen Wochen wieder — — —“

Als die Türe ihres Gefängnisses so unerwartet aufging, schieden die Fünf voneinander stumm und tränenden Auges. Der Rabbi aber nahm seine Tochter scharf ins Auge.

„Du, Miri?! — —“

Dann wandte er den Blick beschämt ab. Ein lebendiger Quell von reiner Freude und mutiger Entschlossenheit rieselte in Miris dunklem Auge. Er wirkte reinigend und konnte schon ein gut Teil menschlicher Verderbtheit und gemeinen Wollens restlos hinwegspülen . . .

Die letzten Trupps waren mit Sang und Klang aus der Stadt gezogen, hinter ihnen zu Ross und im Auto der Regimentsstab. Im polnischen Teehaus wurde es lebendig und aus dem Konsumladen ergoss sich ein Schwarm von Männern und Weibern schreiend und heulend auf die Straße. Vor den ersten Läden empfingen den Haufen drei Kosaken, die so ganz von ungefähr ohne Waffen, nur Reitpeitschen in der Hand, daher geschlendert kamen.

„Wartet Kinderchen,“ sagten sie sehr gemütlich und begannen, in den Mob darein zu schlagen, dass der ganze Haufen, wie ein vom Rauch verfolgter Bienenschwarm, auseinandersprengte. Podletzki wollte Einspruch erheben und erhielt einen Schlag ins Gesicht, dass er hinkollerte, im Fallen sich ein paarmal überschlug und dann für eine geraume Weile im Straßengraben bewegungslos liegenblieb.

Auf der andern Seite der Straße drang ein riesengroßer Kosake in die polnische Teehalle ein, holte sich Pawlik, den Revierpolizisten, der total betrunken in der Ecke schlummerte, und zerrte ihn am Haare bis zur Straßenecke, wo er ihn mit solcher Wucht absetzte, dass der kleine Polizeimann mit dem duseligen Kopf erst ein paarmal den Boden berührte, bis er sich aufrichten konnte.

„Hier“, sagte der Kosake liebenswürdig, „hier ist dein Platz, Hundssohn, dass du selbst deine Schafe hütest . . .“

„Was macht ihr da, Kinder“, fragte ein des Weges kommender Chargierter.

„Zu Befehl, Herr Wachtmeister. Wir haben Weisung erhalten etwas Ordnung auf der Straße zu schaffen . . .“

---

Tage und Wochen vergingen in Hangen und Bangen. In der Stadt war es ganz ruhig und still geworden. Irgendwie in weite Ferne hatten sich Trommelschlag, Hornschall, Pferdegetrappel und aller anderes Kriegslärm verzogen. Dort

gingen große Dinge vor, von denen man hier nur einen leisen Widerhall verspürte. Tränen flossen indes reichlich, Tag für Tag, Eltern schieden von ihren Söhnen, die in die Kasernen oder ins Feld unbekanntem Grauen entgezogen. In allen Häusern und Herzen lagerte nebelschwer bange Sorge. Es kamen Verwundete und Verkrüppelte durch, auch gefangene Deutsche wurden zuweilen die Straße nach Kowno hinuntergeführt. Im Übrigen läuteten die Glocken und sangen die Chöre und schrien die russischen Plakate an allen Straßenecken: Sieg! . . . .

Wunderliche Dinge erzählte man sich. Das tapfere Heer Nikolai Nikolajewitschs flutete unaufhaltsam durch die preußischen Marken nach Berlin. Allenstein, Gumbinnen, Tilsit und Insterburg seien bereits ganz russisch. Nikolai stehe vor Königsberg, Rennenkampf an den masurischen Seen, von dort gehe der vereinte Marsch schnurstracks nach der Reichshauptstadt. Ins Ohr raunte man sich auch ganz andere Dinge zu, die man aus Erzählungen Verwundeter wusste.

Zuweilen hielten auch größere oder kleinere Truppenmassen Rast in der Stadt. Da ging ein ängstliches Aufhorchen durch die jüdischen Gassen, wo man des Kosakenregimentes Dimitri Korolenka noch nicht vergessen hatte. Aber es geschah nichts. Es ging eine Mär von einer Weisung, die der Oberst seinen in der Stadt gebliebenen Kosaken hinterlassen und einer gewissen Empfehlung an seine durchziehenden Kollegen von

den anderen Regimentern . . . Etwas Rechtes wusste man nicht.

Die es allein wusste, sprach zu keinem Menschen davon. Miri befand sich in einem Seelenzustande, der zwischen Angst und Erwartung alle Tiefen und Höhenlagen menschlichen Empfindens kannte. Bisweilen kam sie sich stark und heldenhaft vor und ein großes Gefühl wietete ihr Herz. Sie war eine Esther, eine Judith, ja noch mehr . . . und bis in die Fingerspitzen versperrte sie ihre geheimnisvolle Macht über den, der weit weg, tausend Menschenschicksale in der Hand, mit am Räderwerke des gewaltigen Geschehens zog, die wundersame fernwirkende Macht; die hier Unheil und Ungemach von all den ihr so lieben Menschen fernhielt . . . Dann kam ihr der Gedanke an morgen, und tiefe Angst umdüsterte ihre Seele.

Wenn es wahr wäre, dass Berlin bald siegestrunken erreicht sei, der heroische Kosakenführer wieder herkäme, ungestüm auf sie einstürmte! . . . Sie hatte ihr Wort verpfändet, nicht zu flüchten. Vielleicht wog ein in solcher Situation einem Menschen erpresstes Wort nicht viel. Aber musste sie nicht dann um das Schicksal des Vaters, das Schicksal aller zittern, die ihr nahestanden und auch derer im weiten Lande, die ihre Schuld büßen müssten und sie in den Boden versinken würden? . . .

Schuld? Sie hatte sich keine bestimmte, bewusste Schuld vorzuwerfen. Die Begegnung an der Grenze war von ihr nicht gesucht, war ein

unglücklicher Zufall. Das Zusammentreffen in Vaters Lernzimmer war ein schauerlicher Traum, aus dem es bis jetzt kein Erwachen gab und auf den sie sich in seinen Einzelheiten gar nicht mehr besinnen konnte . . . Er, der Oberst, stand da, der Vater auch, sie neben ihm. Wie das kam, was sie taten, was sie sprachen, ob sie überhaupt etwas taten oder sprachen, das lag alles so verschwommen und verschleiert in ihrem Gedächtnis, dass ein klares Bild nicht zu erhalten war. Und noch einmal stand sie vor ihm, zerzaust, zerschlagen, in entstellendem Gewande; ein hilflos misshandeltes Weib, vor einem Allgewaltigen, der über Leben und Tod gebot . . .

Und er hatte sie Heldin genannt. Dass sie, das schwache, gedemütigte Judenmädchel es angesichts dieser um sie bittenden blinkenden Größe und strotzenden Kraft sein und bleiben konnte, hatte sie aber einem Andern zu verdanken . . . Eberlin war es, den sie all die Zeit im Herzen trug, der ihr im dumpfen Verstecke der Mühle im Geiste zur Seite stand, dann ihre Hand führte, als sie über die Äcker lief, die auf sie regnenden Hiebe des Mobs parierte und endlich wie eine eiserne Schutzmauer zwischen ihr und dem Oberst stand . . .

„Waren es die Schrecken der Zeit, die Gefahren, die Erregungen des Todes, die ihre Seele durchwühlten und das Gefühl so entfachten, das bislang nur leise wie unter Asche glomm? . . . Ungesprochene Worte zwischen ihr und Eberlin erhielten im Scheine dieses Gefühls Inhalt und Leben,

dass sie wie trunken durch all die Furcht und Erwartung der Zeit stolperte und eine Heldin war, wo sie sonst in Schwäche und Hinfälligkeit verkommen wäre . . .

Komm Erretter, Chaninas Tochter harret deiner . . .  
. Noch konnte sie heldenhaft ihre Reinheit bewahren . . .

Aber zwischen ihr und dem Retter schlugen des Völkerhasses Glut hoch und heiß auf, flossen Ströme Blutes, tobte der mordende Krieg. Es geschahen keine Wunder mehr. Sie zogen auf Berlin . . .

So oft ein Trupp Gefangener durchgeführt wurde, ging Miri auf die Straße und sah sich die stämmigen, jungen Männer an, die in ihrem verwitterten, verschlissenen Erdgrau verbissen und festen Schrittes dahin marschierten. Aber keiner dieser stummen Zeugen des blutigen Ringens hatte etwas anderes auf den Lippen als ein spöttisches Lächeln für die schweigsamen Wächter und neugierigen Gaffer . . .

Im geräumigen Talmudthorahause hatten die Juden unter großen Opfern ein Lazarett mit allem Komfort eingerichtet, das bald von Verwundeten aller Konfessionen gefüllt war. Der ergraute jüdische Arzt Dr. Sachs und der noch populäre Feldscher Ruben Raufe, beide mit militärischem Range, hatten die Leitung. Ihnen zur Seite stellte sich eine Anzahl freiwilliger Pflegerinnen und Helferinnen. An ihrer Spitze stand mit viel bewundertem Geschicke Miri.

Ihr besonderes Interesse erweckte ein Patient, namens Nowikow, ein junger Sibirier. Er hatte seine eigene abenteuerliche Geschichte, die er bei jeder Gelegenheit, besonders wenn von der deutschen Barbarei die Rede war, in aller Breite auspackte.

Er war bei Neidenburg mit einem schweren Beinschusse in deutsche Gefangenschaft geraten und von den Deutschen auf den Verbandsplatz geschafft worden. Er glaubte, es gehe in den Tod und hatte bereits alle Rechnungen mit dem Himmel abgeschlossen. Ein junger deutscher Arzt beugte sich über ihn, er dachte, nun komme es, und es würden ihm alle Glieder bei lebendigem Leibe abgetrennt werden, aber es kam nichts dergleichen. Der Arzt legte ihm einen Verband an, einen Verband, dass ihm, Iwan Iwanuschka Nowikow, eine neue Welt von Leben und Wärme und Licht aufging . . . Er wollte dem Väterchen die Hand küssen, aber nun hob das Knallen, Blasen und Trommeln wieder an. Die Deutschen räumten schleunigst den Platz und ließen die Verwundeten liegen. So kam er mit noch vielen anderen wieder auf russische Seite, wo man ihm den Verband wechselte . . . Allein immer, im Schlafen und Wachen, habe er den deutschen Wohltäter vor Augen . . . „O“, jammerte Nowikow, „deutscher Arzt, deutscher Verband . . .“

„Wie sah der Arzt aus?“, fragte Miri sehr interessiert.

Der Soldat hatte wilde Schmerzen oder in der Angst offenbar das Gesicht des Arztes

gar nicht gesehen. Seine Beschreibung klang phantastisch und widerspruchsvoll und passte in keinem Teile auf Eberlin. Gleichwohl empfand Miri eine gewisse Sympathie für den jungen Sibirier. Den deutschen Verband, nach dem er sich so heiß sehnte, konnte sie ihm aber bei aller Sorgfalt nicht verschaffen.

So verging der Sommer. Aus den wenigen Feldern, die nicht von den Hufen der Kosakenpferde zertrampelt waren, brachte man das Obst und Getreide ein, das aber die Bauern nicht wie sonst zur Stadt führten, sondern gleich vom Felde weg an die Militärlieferanten um teures Geld verkauften. Stiller wie sonst nahten die heiligen Feiertage heran. Da brachte der Rüstetag zum Roschhaschonofeste in das von langem Erwarten leise durchzitterte Einerlei des Rabbinerhauses eine will willkommene Abwechslung. Es kam unerwarteter Besuch. Jekel Rosenblum, des chassidische Getreidehändler aus Südpolen, der mehrere Sommer im ostpreußischen Seebade mit Rabbi Schlomo weilte, war auf der Heimreise von Deutschland in der Stadt abgestiegen und blieb über die Festtage Gast im Rabbinerhause.

Rosenblum hatte eine aufregende Zeit und eine abenteuerliche Reise durch mehrere Länder hinter sich. In seiner heiteren, sorglosen Gemütsart hatte er sich von all den Sturmzeichen vor Kriegsausbruch nicht warnen lassen und war nachdem all seine Freunde längst abgedampft waren, ruhig bei seiner Kur geblieben. Als einer

der letzten verließ er das Seedorf, da kein Weg mehr über die Grenze führte. Er ging nach Berlin, war vorübergehend in Zivilgefangenschaft und dann, auf Protektion guter Freunde, die alle Garantien für seine Loyalität übernahmen, wieder in Berlin. Dort konnte er sich ganz frei bewegen und sogar ungestört alte Geschäfte abwickeln, nur dass er einmal täglich seine wertvolle Anwesenheit im Register eines Polizeireviers bescheinigen musste. Dort trafen täglich mehrere Hundert seiner Landsleute zusammen, denen es ohne diese kleine Unbequemlichkeit überhaupt nicht zum Bewusstsein gekommen wäre, dass sie im Feindeslande lebten. Im Septemberanfang wurde einer Gruppe älterer oder gebrechlicher Leute die Erlaubnis erteilt, über Schweden und Dänemark die Heimreise einzutreten. Da tat auch er, Rosenblum, die nötigen Schritte, stieß zuerst auf Schwierigkeiten, erhielt doch aber zuletzt auf Grund eines ärztlichen Attestes die Genehmigung, sich der Gesellschaft anzuschließen. Er hoffte zu den Feiertagen heimkommen zu können. Die Reise ging aber über Schweden und Dänemark, nicht ohne alle denkbaren Hindernisse und Zwischenfälle und dauerte an drei Wochen. Da blieb nichts anderes übrig, als Roschhaschono hier zu halten. „Und“, schloss Rosenblum, „wer, glaubt Ihr, gab mir das ärztliche Zeugnis und verhalf mir zu der Reise?“

„Am Ende, unser Eberlin“, versuchte der Rabbi zu raten, während Miri mit glühenden Wangen und stockendem Atem am Munde des Erzählers hing.

„Wer denn sonst als unser lieber Badearzt? Er war gerade auf Urlaub in Berlin, kurz vor seinem Ausrücken nach einem neuen Gebiete und ich benutzte die früheren Beziehungen. Ist heute Offizier, Stabsarzt, aber noch ganz der Prachtmensch von damals . . . Er kennt meine Natur und all meine Krankheiten und Gebrechen von Grund auf und konnte mit gutem Gewissen bestätigen, dass ich — — — na, und so weiter . . . Er ließ es auch nicht an einem Bittgange für mich fehlen. Sein Wort gilt heute etwas . . . Und so bin ich hier — — —“.

Wie es ihm gehe, wie er ausschaue, ob er noch von früher spreche und noch hundert andere Fragen drängten sich ungestüm aus Miris Seele, aber keine von ihnen kam über ihre Lippen. Nach Monaten unsäglicher Qual das erste Wort über ihn, der erste Mensch, der noch vor drei Wochen sein lebendiges Wort hörte. Rosenblum war ihr ein lieber Gast geworden und sie hoffte, in der Muße des Feiertages noch mehr von ihm zu erfahren.

So lange ließ sie indes der Gast nicht warten. Als er sich an er Seite des Hausherrn anschickte, zur Synagoge zu gehen, nahm er Miri vertraulich auf die Seite und händigte ihr etwas ein. „Das für Sie allein, liebes Fräulein Miri.“

Miri schoss alles Blut zu Kopf, und ihr Herz hüpfte in der Brust vor Freude. Ein harter Briefumschlag, der ihren Namen trug in seiner festen, rundlichen Schrift. Sie öffnete mit zitt-

rigen Fingern, las aber nicht, sondern legte den Brief ins Gebetbuch, das zwischen beiden Festkerzen auf dem gedeckten Tische bereitlag. Dann ging sie in ihre Kammer, wusch sich und zog ihre besten, hellen Festkleider an . . . Mit einem nie gekannten Hochgefühl verrichtete sie die Gebete. Dann erst las sie, so äußerlich wie innerlich gerüstet, am flackernden Kerzenlichte:

„Liebe Miri! Mit dieser Anrede ist vielleicht alles gesagt, was wir uns schon lange zusagen hatten, aber es nicht taten, weil wir es der Zeit überlassen konnten, die Formel für unser Verhältnis zueinander zu finden. Nun ist eine Zeit des raschen Reifens da und es kann vom unsicheren Morgen nicht erwartet werden, was das Heute versäumt hat. Mit Freuden ergreife ich den glücklichen Zufall, es heute schon auszusprechen: Liebe Miri!

Ich kann und darf nicht erzählen, wo ich mich befinde, was ich tue, aber soviel sei gesagt, es ist Friedensarbeit mitten im Kriege, Liebeswerk mitten in den lodernden Glutten des Hasses. Und da gibt es nicht viel Zeit zum Denken, dafür wiegen aber die kurzen Gedanken umso schwerer und lassen in Minuten verborgene Keime zur vollen Frucht heranreifen . . . Was wir, Miri, in drei Sommern am Meeresstrande an äußeren und inneren Erlebnissen miteinander teilten, es steht nun in den spärlichen Minuten der Muße in Summa vor meiner Seele: Wir gehören zueinander!

Ich habe im Briefe außer dem Namen die direkte Anrede geflissentlich vermieden, weil mir das kalte „Sie“ nicht aus der Feder kommt und ich mir zum vertrauten „Du“ erst das Recht holen muss. Aber wie, nachdem zwischen uns der Weltbrand alle Brücken zerstört hat? Oft aber ist es mir, als brächte der Schlachtenlärm der Nacht das Echo meiner Worte herüber: Wir gehören zueinander! . . .

Dabei sehe ich mit geschlossenen Augen meine liebe Miri, wie sie den Vater betreut, ihm ins helle Auge schaut, besänftigend die Stirn glättet und den Labetrunk bereitet. Ganz wie damals, da wir noch aneinander vorbeischaun und vorbeireden durften . . . Damals hatten wir Zeit. Aber jetzt? . . .

„Auf Nimmer- oder baldiges Wiedersehen!“, sagte ich zum Abschiede. „Auf baldiges!“, lautete die Antwort. Ich höre sie immer noch in all den langen, bangen Wochen durch Nacht und Kampf, durch schwere blutige Arbeit, und harre fromm und gläubig ihrer Erfüllung. Denn es klang wie Verheißung aus dem Munde einer Heiligen an ihren

Hans Eberlin.“

Miri las und las und dicke Tränen rannen ihr die hochroten Wangen herab. Wirt war es ihr im Kopfe von all den Jubelklängen an ihr und — um sie herum. Ein Himmel tat sich ihr auf, darin lichtumflossen die Engel den Reigen aufführten und der Schöpfer vom Throne der

Gnade herab mit vollen Händen Leben, Licht und Liebe den armen, glückhungrigen Menschenkindern spendete ...

Es lag noch etwas im Umschlage, ein warm abgefasstes Freundschaftsbriefchen für den Vater und darin gehüllt etwas Hartes. Miri sprang auf und ein neuer Jauchzer entrang sich ihrer Brust. Sein Bild. Groß, schön, stämmig und, sehnig in Offiziersuniform, mit lachendem Auge stand er da. Sie sah, wie sich seine Lippen bewegten und hörte all die lieben Worte aus seinem Munde stießen, die sie immer und immer wieder las.

„Ja wir gehören zueinander. Und müssen es uns heute sagen. Der Drang der Zeit duldet keinen Aufschub . . .“

Der Vater, mit seinem Gaste heimgekehrt, schloss Miri in seine Arme. Ihm fiel ihr aufgeregtes Wesen nicht auf. Es war ja heiliges Fest des Gedenkens und die Erlebnisse der jüngsten Vergangenheit waren in aller frischer Erinnerung. Und dazu das Bangen vor der nahen Zukunft.

Da reichte ihm die Tochter die Festgabe, den für ihn bestimmten Brief, mitsamt dem Bilde. Der Rabbi freute sich aufrichtig, und Rosenblum erzählte vergnügt, wie er den Brief während der ganzen langen Reise, gewissermaßen auch aus Dankbarkeit gegen seinen Wohltäter, den Dr. Eberlin, wie ein Heiligtum gehütet hatte. An drei Grenzen hatte er sich peinlichster Visitationen zu unterziehen. Den Brief hielt er aber in

seinem Talithbeutel, bei Talith und Tefillin, und er passierte mit diesen heiligen Gegenständen glücklich alle Instanzen.

Nach dem Roschhaschonofeste reiste Rosenblum nach der Heimat ab. Die Stadt füllte sich mit neuen Truppen; Proviantwagen und schwere Kanonen rollten die Straße hinab nach dem Walde. Dort unten bei Ratschki oder Augustowo hatte eine wilde Schlacht begonnen. Indes verliefen in der Stadt selbst die Feiertage ruhig. Es hatte sich mit der Zeit ein gutes Verhältnis zwischen Militär und Bürgerschaft herausgebildet. Durchziehende Soldaten wurden gepflegt, die täglich ankommenden Verwundeten auf ihrer Schmerzensreise gelabt oder in die eingerichteten Lazarette aufgenommen. Im geräumigen Talmudthorahause waren alle dreißig Betten dauernd belegt und Miri waltete ihres Amtes als Pflegerin mit so viel Liebe, Geschick und weiser Umsicht, dass Ärzte und Patienten voll ihres Lobes waren.

Es galt für sie in steter Arbeit die erlebte Qual der vergangenen Tage, wie das bange Erwarten der kommenden Dinge untergehen zu lassen. Und es schien, als hätte auch alle Andern dieses Gefühl zu einer fieberhaften be rauschenden Tätigkeit angetrieben. Der Rabbi vergaß ganz seine Krankheit und stand Tag und Nacht im Dienste der ortsansässigen wie der aus Grenzdörfern hergeflüchteten Brüder. Abe Choker, der in den wenigen Tagen ganz grau geworden war, stand ihm wacker zur Seite.

Ize Meter schloss seine Mühle und zog ganz in die Stadt, wo ihm das Leben sicherer schien. Wie auf geheime Verabredung sprach keiner was vom Kriege oder von der Politik, sondern man arbeitete und tat, was man als seine Pflicht erachtete. Zuweilen nur, wenn der dumpfe Donnerhall vom Augustowoer Walde her gar nicht verstummen wollte, sah man sich über die siegkündenden öffentlichen Anschläge hinweg bedeutsam an, als wollte man sagen: Noch weit von Berlin! . . .

Dann verstummte für Wochen, Monate der Donner, die Truppendurchmärsche wie die Verwundetenzüge verminderten sich. Ein kalter Winter lag starr über der Stadt und umgab sie mit einem Eispanzer, der sie von der Welt und den weltaufwühlenden Vorgängen ganz abschloss. Man sprach allerhand und glaubte gar nichts. Bis an einem nasskalten Februarmorgen wieder ein dumpfes Getöse wie Fernbeben ankündigte. Es kam diesmal mehr vom Südwest, aus der masurischen Gegend und wollte nicht mehr aufhören.

Bald wurde es auch lebendig in den Straßen. Es zogen wieder große Heeresmassen durch die Stadt, aber nicht mehr vom Osten her, sondern vom Süden und Westen ostwärts, müde, abgehetzt, herabgekommen, strotzend von Kot und Schmutz, mit verschlissenen und zerrissenen Kleidern und wunden Gliedern, zumeist führerlos in eiligstem Tempo und sie rannten im Durchziehen in abgehackten Sätzen den Leuten auf der Straße

Dinge zu, dass diesen das Blut in den Adern stockte. Ganze Regimenter vernichtet . . . Es tat sich drüben die Erde auf und verschlang sie zu Tausenden . . . Alle Teufel entstiegen den deutschen Sümpfen und gingen gegen Rennenkampfs Heer vor. Was lebend davon kam, war gefangen oder flüchtete . . .

Wochen hielt der traurige Zug ununterbrochen in steigendem Maße an. Die Späteren verlangsamten das Tempo, als müssten sie, mit knapper Not der Hölle entronnen, erst Atem schöpfen. Zuweilen fanden die Nachzügler, die kommandolos daherfluteten, sogar Zeit für lustige Späße, die in Plünderung von jüdischen Geschäften und Misshandlung ihrer Inhaber bestanden. Von neuem schlich die bleiche Angst durch die jüdische Gasse, und wieder blieben Tür und Tor Tag wie Nacht fest verrammelt, wieder war alles Verkehrs- und Geschäftsleben erstorben.

Miri ließ sich durch die neuen Gefahren in ihrer Liebesarbeit im jüdischen Lazarette nicht stören, und Arbeit gab es jetzt mehr denn sonst. Von einem tiefen, warmen Gefühle war sie beseelt und eine große namenlose Erwartung machte ihr Herz erbeben. Es trachte an allen Enden und Fugen. War es der Donner — der die Erlösung brachte; die Posaune, die das Nahen des Erlösers kündete?

. . .

Unerschrocken ging sie durch die Reihen der im Rausch zügellos umherschwirrenden Soldaten. Das Sanitätsabzeichen an ihrem Kleide schützte sie vor Belästigung und unermüdlich harrete sie

auf ihrem Posten aus. Man hatte jetzt am Dache des Hauses nach allen Seiten hin Fahnen mit rotem Zeichen aus schneeweißem Grunde aufgezogen. Für alle Fälle . . . Denn das Getöse schien immer näher zu rücken, immer deutlicher zu werden. Man sprach schon, gestützt auf Aussagen von Soldaten und Verwundeten, von Schlachten in der Gegend von Margrabowo.

Kosaken jagten in die Stadt. Wieder vom Westen kommend, von der Grenze her. Wie die wilden Teufel ließen sie sich auf offener Straße nieder, mit zerzausten Haaren, geschwärzten Gesichtern, fluchend, johlend und mit gierigen Tieraugen nach Beute spähend. „Dass sich Gott unserer erbarme, Rabbi“, zitterte der kundige Abe Choker, da er Rabbi Schlomo an der Straßenecke traf, „es sind die gleichen Kasaner, die 123er.“

Und in seiner gewandten Art redete er einen bei seinem Pferde alleinstehenden Soldaten an.

„Na, Bruder Kosak, wohin, wie steht's?“

Der Kosake blinzelte mit seinen kleinen Schlitzaugen und sagte:

„Schlecht Menschenkind. Drüben ist die Hölle. Hast Du Schnaps?“

„Für Geld bekommst auch Schnaps. Hier . . .“

Beim Klange des Nickels wurde der Soldat gesprächig und erzählte unaufgefordert von den Schrecken der preußischen Sumpfteufel drüben. Alles gehe nun zurück und die Prussies hinter ihnen her. Sie aber, die Kosaken, bleiben vorerst hier, um den Rückzug zu decken. Dann,

dann geht es ebenfalls weiter, in die liebe Heimat . . .

„So steht nun die Sache, lieber Rabbi“, sagte Abe auf dem Wege zum Lazarette.

„Ja“, bestätigte Rabbi Schlomo, „sie sind wieder hier . . . Ich bin in einer Stunde aufs Rathaus bestellt. Ihr geht mit mir. Wir haben es wieder mit dem Oberst zu tun . . . Wie mag sich dieses Wiedersehen gestalten! . . .“

Im Lazarette angelangt, nahm Rabbi Schlomo seine Tochter auf die Seite.

„Es ist wieder nicht deines Bleibens hier, liebes Kind, er ist wieder da . . . Nun heißt es von neuem: Flucht, Versteck . . .“

„Ich bin hier nicht entbehrlich, lieber Vater die Kranken, die Verwundeten . . .“

„Es steht uns keiner näher als unser eigenes Ich ...“

„Danach, Vater, hast du selbst noch nie gehandelt, aber ich fühle mich so stark, so mutig und sicher; mein Kleid wird mich schützen, es wird wieder ein Wunder geschehen, wie damals . . .“

Man verlasse sich liebes Kind nicht auf Wunder und man fordere nicht den Himmel durch Heraufbeschwörung der Gefahr. Suche ein sicheres Versteck, liebes Kind, bis . . .“

„Ich habe mein Wort verpfändet.“

„Wem?“

„Dem Oberst.“

„Ein Wort im Drange und Zwange der

Stunde gegeben, ist nicht bindend, wo es um Leben und Ehre geht.“

„Mein Wortbruch kann aber leicht verhängnisvoll werden für dich, für alle.“

Der Vater runzelte die Stirn und sann eine Weile nach.

„Ich bin in einer halben Stunde zu ihm bestellt. Werde nun hören, wie das Wetter steht und dir ein Zeichen geben. Halte dich auf alle Fälle bereit, Kind!“ — —

---

Auf dem Wege zum Rathause fand der Rabbi und sein Begleiter das Straßenbild verändert. Die Kosaken ritten nur in kleinen Patrouillen auf und ab. Die Hänge der Hügel waren aber wie von Ameisenhaufen schwarz besetzt. Dort hielten die Reiterscharen die Wacht. Die Gassen durchschnitten tiefe Laufgräben, vor denen sich aus allerhand Gerümpel Barrikaden aufrichteten. Posten zu Pferde und zu Fuße standen mit Gewehr und Lanze alle paar Schritte. Alle Türen und Fenster waren fest verschlossen und weit und breit kein Mensch im Zivilkleide zu sehen.

„Die Vorbereitungen für einen Straßenkampf“, flüsterte Abe. „Seht Ihr das Blinken da oben auf dem Dache der Litauer-Kirche? Das sind Maschinengewehre, und dort auf der Randhöhe dürfte auch eine Kanone stehen. Das Kosaklein hat uns nicht genarrt. Wir werden guttun, es bald den Andern gleichzumachen . . .“

Ihr habt doch einen guten Keller, Rabbi?“

„Damit hat es noch Weile“, erwiderte der Rabbi tiefbesorgt, „hören wir zunächst, was er von uns wieder will.“

Der Oberst empfing sie auf dem Sprunge, hoch zu Ross auf dem Hofe. Er sah streng und eisern mit unbeweglichen Mienen im stählernen Gesichte darein. Auf seiner Brust leuchteten allerlei Sterne und Abzeichen.

„Also seid Ihr da“, fing er steif und gebieterisch an, das ungeduldig schnaubende Pferd mühsam im Zaume haltend, „wollen es heute ganz kurz machen. Die Zeit drängt. Zunächst, wo ist euere Tochter?“

„Sie arbeitet im jüdischen Lazarette im Dienste der Liebe und des Vaterlandes.“

„Somit hat sie Wort gehalten und hier meiner Wiederkunft gewartet. Das ist brav. Nun kurz zur Sache. Ich bin wieder hier; nicht so wie ich es mir gedacht, aber macht nichts, kommt schon wieder anders. Werden hier zwei bis drei Tage zu tun haben, dann gehen wir. Ihr aber, das heißt alle Juden der Stadt, gehen mit uns.“

„Euer Gnaden“, versuchte Abe Choker einzuwenden.

„Nichts zu machen“, schnitt ihm der Offizier das Wort ab, „Kommt nicht von mir, sondern vom Korpskommando. Man traut euch Juden hier nicht, und wir haben keine Zeit für weitere Untersuchungen. In vierundzwanzig Stun-

den ist keine jüdische Seele im Umkreise der Stadt mehr vorhanden. Was da noch zu sehen ist, wird von uns erbarmungslos dem Feinde vorgetrieben.“

„Hoher Herr“, versuchte jetzt auch der Rabbi zu Worte zu gelangen.

„Nichts da“, schrie ihn der Offizier an. „Keine Zeit für Verhandlungen und Moralreden. Nützt auch weiter kein Bitten. Die lange Frist von einem ganzen Tage dankt Ihr mir, weil ich euch wohlwollend bin. Im Befehl heißt es: „sofort“. Aber so lange halten wir den Platz. . . Und nun noch eines. Euer Töchterlein geht nicht mit euch. Sie steht von jetzt an unter meinem persönlichen Schutze und zieht mit mir. Morgen um die Mittagstunde, wenn Ihr euch auf den Marsch macht, meldet sie sich hier. Fertig! . . .“

Stumm und starr, wie von einem kalten Strahl getroffen, standen die beiden Männer. Indes sie noch nach einem flehenden Worte rangen, gab der Oberst dem Pferde die Sporen und trabte davon.

Als die beiden wortlos durch die toten, graben-durchschnittenen und mit Erdhaufen umsäumten Straßen gingen, schob sich bereits die Patrouille straßauf straßab und gab mit Pauken und Trompeten den Befehl des Korpskommandos bekannt, danach alle Juden mit Sack und Pack, Kind und Kegel, spätestens bis zum Mittag des folgenden Tages die Stadt zu verlassen hätten.

Nirgends sah ein Auge und horchte ein Ohr auf. Die Stimme des Soldaten hallte klanglos wie durch ein weites Gräberfeld. Nur am polnischen Teehause entstand beim Nahen der Botschaft lautes, lustiges Leben.

---

Eine schwarze Nacht kam am sternenlosen Himmel heraufgezogen, von keinem Lichtschimmer in der Straße erhellt. Nur am Horizont geisterten die Scheinwerfer und spielte der rote Widerschein brennender Wälder und Dörfer. Schlag auf Schlag kam es vom Westen und Süden her, dass die Erde erzitterte und Türen und Fenster der Häuser, wie vom Orkane geschüttelt, wackelten. Die Bürger lauschten in den Kellern mit verhaltenem Atem auf das dumpfe, näher und näher rückende Getöse. Im finsternen Gelasse tief unten verbrachten die Juden die letzte Nacht und feierten traurigen Abschied von der Stadt der Väter und Vätersväter, in der sie geboren und erzogen und all die Jahre ihr kleines Glück und stilles Leid ertragen . . .

Unbewusst und ungewollt blühte aber beim nahenden Donner in mancher Kellertiefe unbestimmte Hoffnung auf . . . Abschied? . . . Es könnte auch anders kommen . . . Wer wusste es, was die Schreckensnacht in ihrem dunklen Schoße barg? . . . Dann erschrak man aber vor dem eigenen Gedanken . . .

Rabbi Schlomo, der sich von Miri bewegen ließ, mit Lea und anderen nahestehenden Fami-

liengliedern und Freunden die Nacht im Erdgeschosse des im zweifelhaften Schutze der weißen Fahne stehenden Lazarettes zuzubringen, vergaß für Stunden die Sorge um morgen, und seine Lippen murmelten nur bei jedem neuen Schlage das Gebet des Hohenpriesters für die Bewohner von Saron: „O dass ihnen nicht die Häuser zu Gräbern werden! . . .“

Miri versah unerschrocken und ungestört ihren Dienst, ging von Bett zu Bett, tröstete und beruhigte die Kranken, linderte durch emsiges Eingreifen Schmerzen, sang und scherzte und trug heitere Sorglosigkeit und Selbstsicherheit durch den ganzen Raum. Sie lachte über Nowikow, den jungen Sibirier, der sich bei jedem neuen Stoße an das wunde Bein griff und ächzte: „Ah ein deutscher Verband! . . .“

Um die Mitternacht kamen aber mehrere Ambulanzwagen vorgefahren, und ein Sanitätsoffizier trat in den Saal und rief mit lauter Stimme: „Alles, was auf die Beine kann, auf und hinaus in die Wagen!“

Dr. Sachs und Ruben Raufe wechselten vielsagende Blicke und das Pflegepersonal sah erstaunt darein. Evakuierung der Spitäler, als erstes Zeichen des Rückzuges. Aber keiner sprach ein Wort. Zögernd machten sich die Leichtverwundeten und Rekonvaleszenten auf und verließen den Raum. Es blieb nur ein Dutzend untransportabler Schwerverletzte. Der Sibirier mit dem Schenkelschuss sah angstvoll und flehenden Blickes zu Miri hinauf, und sie verstand ihn.

„Der Mann kann den Fuß nicht bewegen, die Wunde eitert“, erstattete sie dem Sanitätsoffizier Bericht. Und er blieb.

Mit dem Vorrücken der Nacht rollte das Donnergetöse in immer kürzeren Abständen näher und näher heran. Und nun schlug es in nächster Nähe ein, dass die Luft erzitterte, eine Weile sich alles im Kreise herumdrehte, die Fenster klirrten und das einzige schwache Licht im Krankensaale erlosch. Die Soldaten schauerten auf ihrem Schmerzenslager zusammen. Einer, der Bescheid wusste, konstatierte: „Dynamit, kommt von den Unsrigen.“

Ein anderer, ein ortskundiger, ergänzte: „Das galt dem Pulvermagazin draußen oder der Brücke auf dem Gantscha. So oder so sind die Unsrigen schon auf das diesseitige Ufer, knapp vor die Stadt gedrängt.“

Der erste Soldat stützte den verbundenen Kopf auf den Ellenbogen, mit geübtem Ohr weit aushorchend, und teilte dann mit Sachkennermiene den Befund mit:

„Und das jetzt, ist Gewehrfeuer der Infanterie piff, paff! Schnellfeuer, dazwischen die Maschine, ting, ting! ich kenne es, immer näher und stärker, sie schießen uns noch alle unsere wunden Knochen über den Haufen.“ Keiner gab Antwort, alle stemmen sie sich in den weißen Betten und horchen auf die Höllengeräusche der Walpurgisnacht draußen.

Noch unheimlicher war das angstvolle Horchen in den Kellern, wo die Menschen fröstelnd und

zähneklappernd kauerten und sich gar kein Bild machen konnten von den furchtbaren Vorgängen über ihren Köpfen. Es ging oben Großes und Grässliches vor sich, es kreißte die Erde, die ein Neues in Schmerzen gebar . . . Was war im Anzuge? Wird man morgen wandern, oder? . . . Man wagte nicht, den Gedanken in greifbare Form zu fassen, nur schien es, als zuckten mit ihm Blitze durch das tiefe Duster, die für Momente alles im Umkreise mit hellem Lichte übergossen . . .

Dann brach der Lichtgedanke jäh ab im Krachen und Klirren, Surren und Summen, das von allen Seiten ineinanderfloss, als weckte die Posaune des jüngsten Gerichtes die Toten aus ihren Gräbern. Es prasselte etwas wie Hagelwetter auf die Dächer und Balken stürzten, dann zischte es auf wie lodernde Feuerzungen. Ein Knattern schwerer Räder, ein Jagen leichter Reiter, heisere Schreie, schrille Signale, dumpfes Ächzen und lautes Fluchen aus hundert trocknen Kehlen, ein Aufschlagen von tausend Hämmern auf tausend Ambossen, das Millionen sprühender Funken ergab . . . Was ging da oben vor? brannte es? löschte man? stürzten die Häuser über ihren Köpfen zusammen, alles unter sich begrabend? Es zitterten die Menschen unten in der Pein der finsternen Ungewissheit um das kleine, winzige Leben und beteten in glühender, unbestimmter Erwartung . . . .

Noch ein kurzer Wetterhagel, der von zwei entgegengesetzten Seiten zu kommen schien, ein

wie im Sturmwinde vorübersausendes Menschengewühl. Und dann Stille, dumpfe, atemlose Stille. Ganz mählich grüßte in einem gespenstischen grauen Streifen der heraufziehende Morgen in die Keller hinab. Irgendwo vor einem Hause krächte ein Hahn, als wäre nichts geschehen. In einem Hofe schlug ein Hund heulend an. Hier und da wagte sich ein Kopf vorsichtig leise zum Guckloch hinauf. Die aufgehende Vorfrühlingssonne schien ganz in Blut getaucht und an verschiedenen Stellen stieg dicker Rauch zum Himmel hinauf. Es roch brenzlich und moderig, und in das unheimliche Knastern mischte sich ein leises Wimmern und Ächzen schwacher Menschenstimmen, biswiehlen übertönt vom Geheul nach Blut schnaubender Hunde. Vom furchtbaren Gewühle der Nacht war nur noch dieses kleine, traurige Restlein geblieben. — —

Zu den Ersten, die mit dem Morgengrauen wieder auf der Bildfläche erschienen waren, gehörte Rabbi Schlomo. Der Anblick, der sich seinen Augen bot, krampfte sein krankes Herz förmlich zusammen. Die Laufgräben der Straße waren angefüllt mit erstarrten und noch zuckenden Menschenleibern. Schwankende Gestalten schoben sich mit zerschossenen Gliedern auf allen Vieren auf dem Straßendamm und stöhnten um Hilfe. Einige Sanitätssoldaten kümmerten sich ohne große Lust um sie. Am Hange brannten einige Häuser. Einzelne unbewaffnete Soldaten in völlig zerrissen, kotbefleckten Uniformen, junge Arbeiter und Männer der Feuerwehr

arbeiteten nicht gerade mit großem Eifer an der Spritze. Andere Männer gruben mit Hacke und Spaten an den Trümmerhaufen vor einem eingestürzten Hause, aus dessen Innerm markerschütternde Hilferufe drangen. Überall war der Weg von Pferdekadavern, Menschenleichen, Waffen und Tornistern verlegt. Von aktiven, bewaffneten Soldaten war kein einziger zu sehen.

In den Gräben bewegte sich in geduckter Haltung eine weiße Gestalt, die alle paar Schritte anhielt, sich tief niederbeugte und dann behutsam und bedächtig weiter-schritt. Es war der Priester der Litauer-Kirche, Kamacineck, der das hölzerne Heiligenbild in der Hand, die Reihen der Sterbenden absuchte und, auf den Knien kauern-d, ihnen den letzten Trost der Kirche reichte.

Wie Kamacineck Rabbi Schlomo erblickte, trat er auf ihn zu und reichte ihm grüßend die Hand.

„Morgen, Rabbi! eine grauenvolle Nacht, hier die traurige Ernte . . . Ich walte hier seit dem ersten Morgen-zeichen meines Amtes . . . Die Unsrigen sind geflüchtet, die Anderen sind noch nicht hier. Inzwischen geht hier das große Sterben vor sich. Es muss ein hartes Ringen von Mann zu Mann gewesen sein, in dessen Verlauf sich die deutschen Vorposten, wie man mir erzählt, infolge eines noch unaufgeklärten Überfalls aus Bürgerhäusern, vorerst zurückzogen. Der großen Übermacht von drüben ist aber von den Unsrigen der Platz geräumt und

sie wird nicht lange auf sich warten lassen. Es ist Zeit, lieber Rabbi, dass wir, Ihr und ich, uns klar darüber werden, wie unsere Religionsgemeinschaften dem neuen Herrn und Gebieter entgegenkommen. Aber im Momente da . . .“ Er wies auf die Gräben hin, wo das Stöhnen und Röcheln nicht aufhörten.

Der Rabbi hielt sich mit beiden Händen an der Brust, als könnte er so den raschen Lauf der Herzmuskeln mäßigen; er war keines Wortes fähig.

„Ihr seid krank, Rabbi“, sagte der Geistliche teilnahmsvoll, „die Aufregung der Nacht war nichts für euch. Ihr geht besser heim und ich übernehme es, auch den etwaigen Kranken und Sterbenden eueres Glaubens Trost und Hilfe zu spenden . . . Es ist doch wohl in diesem Falle einerlei . . .“

„Euere Hochwürden denken edel und gut. . .“, erwiderte der Rabbi, „aber es ziemt auch dem jüdischen Lehrer nicht, an sein eigenes Herz zu denken, indes Andere verbluten.“

So gingen denn die beiden Führer Hand in Hand und in mehreren Fällen winkte eine starre Hand, nach dem Rabbi, und sterbende Lippen flüsterten ihm letzte Wünsche ins Ohr, bevor sie mit einem leiten Sch'ma verstummten . . .

Am eingestürzten Hause hatten die Männer inzwischen die Schutthaufen bloßgelegt und die Verschütteten befreit. Nur drei Tote gab es hier. Unter ihnen lag auch der lahme Chonne,

der Wasserträger, starr und unbeweglich. Auf Anordnung des Rabbi wurde auch seine Leiche mit denen jüdischer Soldaten in die jüdische Friedhofshalle überführt, wo die Männer des „Heiligen Vereins“ bereits seit frühestem Morgen ihren Dienst versahen.

Schon wollte sich Rabbi Schlomo müde und zerschlagen, nach vollbrachter Liebesarbeit nach Hause begeben, da stieß er bei der ersten Straßenbiegung noch einmal auf Kamaczinek, der vor einer Bahre kniete und sich anscheinlich um einen Bewusstlosen mühte. „Seht her, lieber Rabbi“, rief ihm der Geistliche zu, „ein höherer Offizier, die feigen Kerle, die ihn aus dem Feuer trugen, haben, allem Anscheine nach, als Gewehre hinter ihnen krachten, die Bahre einfach fallen lassen und schleunigst Reißaus genommen.“

Rabbi Schlomo sah dem Schwerverwundeten ins leidverzernte Gesicht und trat entsetzt zurück. „Es ist der Regimentskommandeur Oberstleutnant Dimitri Koralenka,“ sagte er, und seine Stimme klang so merkwürdig weich und wunderbar, dass der Geistliche erstaunt und mitleidsvoll zu ihm aufblickte.

„Geht heim Rabbi, Ihr seid krank, wir machen’s schon allein! Übrigens“, fügte er mit gezwungener Heiterkeit hinzu, „bedarf ein Kosakenoberst nicht des jüdischen Trostzuspruches, wohl auch nicht des meinigen. Die Herren sind alle griechisch-katholisch.“

„Wir wollen lediglich als Menschen tun, was wir können“, erwiderte der Rabbi und

langte mit zitterigen Händen bei den Wiederbelebungsversuchen an dem offenbar durch starken Blutverlust Entkräfteten zu.

Der Offizier riss die rot unterlaufenen Augen weit auf und wand und warf sich stieren Blickes unter lallenden Flüchen in hilfloser Wut hin und her. Er fieberte und stieß unter Stöhnen und Ächzen allerlei Kommandorufe, Schmerzensschreie und zusammenhanglose Worte hervor.

„Bande! — — Feuer! — Nicht laufen, Hunde! — Und da oben, halt! — Jagt mir die blutigen Schatten weg — das Weibergeheul — vermaledeite Judenbrut! — Schießt 'rauf, sag ich, jagt sie weg — Macht Platz, frei für Mutter — — Fanuschka! Schweigt doch ihr Weiber! — Auch das schwarze Judenmädchel da! — Weg da, sag' ich, weg! — Platz da oben! —“

„Er erlebt noch einmal die Schrecken der Nacht in seinem letzten Fiebertraume“, meinte Kameczinek mit-leidsvoll.

Der Rabbi schwieg. Er verstand wohl die Sprache des Fiebernden. Aber er stand ja nur als Mensch an der Bahre des hilflosen Menschen . . . Und da keine Träger, überhaupt keine Menschen in der Nähe zu sehen waren, griffen beide, Pfarrer und Rabbi, zu, hoben die Bahre und trugen sie schweigend ins nächste Lazarett, in das jüdische Haus der Talmudthora. Dort nahm zunächst Miri den Verwundeten in Empfang.

Ob Korolenkas starrer Blick das Mädchen im Schwesternkleide überhaupt erfasst hatte? Er fieberte, indes er behutsam gebettet wurde, unausge-

setzt; seine lallende Stimme überschlug sich in der brennenden Hast der letzten inneren Flammen.

„Schaffet sie weg — die Schatten — Betet, betet — hinauf — Mutter! — Fanuschka — —“

„Der Oberst“, sagte Miri, tief zusammenschauernd.

„Nein,“ gab der Vater kurz zurück, „nur ein hilfloser Mensch, der unserer helfenden Hand bedarf . . .“

---

Der junge Vorfrühlingstag war silbern über die Verwüstung der Nacht herangeblüht. Über den rotgefärbten Straßenkot lachte und leuchtete eine trügerische Aprilsonne, die alle Augenblicke neckisch hinter Nebelschwaden verschwand. In den Gärten hinter dem Markte grüntem die Apfelbäume, in deren Ästen aber kein Vogel sang. Vom Walde her ertönte mächtig anwachsender Gesang unter dröhnenden metallenen Marschklängen, der näherkommend fast übertont wurde vom ehernen Gleichschritte anrückendet Truppen. Jetzt schlängelten sich die endlosen grauen Linien durch die schmalen Straßen der Stadt. Zitternd horchte man in den Kellern auf die deutschen Klänge und langsam stieg man ans Licht, allgemach gingen überall Türen und Fenster auf . . .

Und nun füllten sich auch langsam die Straßen wieder. Ein ganzer Schwarm deutscher Pioniere und Arbeitssoldaten ergoss sich mit Hacke, Spaten und Besen über alle Teile der Stadt und

nahm sofort mit starker Hand die Aufräumungsarbeiten auf. Ärzte und Sanitäter verbanden die Verwundeten und sonderten die Toten. Bürger legten mit Hand an und halfen unter fachkundiger Leitung wacker mit.

Kein Wort der Begrüßung wurde laut, kein Jubel und kein Empfang, aber es war, als hätten die grauen Scharen einen goldenen Schlüssel zu tausend Herzen mitgebracht . . . Überall waren gebundene Kräfte wie durch ein Zauberwort frei geworden, und müde Hände regten sich plötzlich in Kraft und emsiger Arbeit.

Vor dem Konsumladen der Polen blieb Rabbi Schlomo auf seinem Heimwege eine Weile stehen, dort ging etwas vor, was eine wogende Menschenmenge anlockte, die jetzt schon im Abflauen war. Abe Choker sprang auf den Rabbi zu und drückte ihm stumm und tränenenden Auges die Hand. So viel Großes und Wunderbares war über Nacht geschehen, dass man es durch Worte nicht entweihen durfte . . .

„Und was geschah hier?“, fragte der Rabbi mit vor Erregung bebender Stimme.

„Auch ein Wunder der göttlichen Fügung. Heute Nacht war, nachdem schon das russische Militär abgezogen war, auf die siegreichen deutschen Vorposten geschossen worden. Das hätte der ganzen Stadt übel bekommen können. Nun sind die Übeltäter gefasst. Es waren einzelne russische Soldaten von Podletzki im polnischen Teehause versteckt gehalten.“

Das Nest ist eben ausgehoben worden. Das Gesicht des sauberen Podletzki hättet Ihr sehen sollen, als er von den Deutschen abgeführt wurde. Es hat sich also wieder einmal ein Haman den Galgen selbst errichtet . . .

Eine Stunde später traten zwei deutsche Offiziere, deren einer den Äskulapstab am Halskragen trug, in das jüdische Lazarett und verkündeten mit kurzen, knappen Worten die Übernahme des Hauses durch die deutsche Sanität. „Alle Militärpersonen, Patienten und Pfleger sind Kriegsgefangene. Die ersteren bleiben bis zu ihrer Entlassung hier, die letzteren haben sofort ihren Posten zu verlassen und sich auf die Kommandantur im Rathause zu begeben. Schwestern und Pflegerinnen bleiben auf ihrem Posten unter dem Oberbefehl des deutschen Stabsarztes, der hier die Leitung übernimmt.“

Miri hörte die Botschaft, deren jedes Wort wie leichter Wind über Flöten und Geigen hauchte, ihnen himmlische Klänge entlockend, ohne die Männer zu sehen. Sie stand, mit kühlendem Tranke über das Lager des neuesten Patienten, des Obersten, gebückt, der mit den Armen wild um sich schlug und im Fieber fluchte und betete. Lösung und Erlösung nahten mit raschen sicheren Schritten . . . Sie fürchtete fast, mit einem Blick, einem Wort, den himmlischen Traum verscheuchen zu müssen . . . Auf alle Fälle sollte sie die große Stunde bei treuer Pflichterfüllung finden . . .

Sie nahte . . . Der neue Arzt ging von

Bett zu Bett, fragte nach Zeit und Art der Verwundung, sah sich die Verbände an, notierte und traf Anordnungen.

Am neubelegten Bette tat die Pflegerin beim Erscheinen des deutschen Arztes einen raschen Schritt zurück und stand mit gerötetem Gesichte und bebendem Körper hinter ihm, indes dieser sich über den Kranken beugte und ihm den Puls fühlte. Das war er, er, jubelte es in ihrer Seele und ein unsägliches Gefühl von Glück und Wonne durchrieselte sie, dass sich ihre geschmeidige Gestalt wie ein vom Lenzshauch geküsster Rosenstrauch hin und her bewegte. Allein sie gebot sich Ruhe, Geduld. Noch stand ein Höheres zwischen ihm und ihr: die Pflicht . . .

Mit seiner letzten Kraft schrie der Kranke im letzten wilden Entsetzen: „Weg da, weg, Platz oben! . . .“ Dann warf er den Kopf in die Kissen zurück und riss Mund und Augen weit auf, ohne sie wieder zu schließen. „Vorbei“, sagte der Arzt und ließ die erstarrte Hand los.

„Vorbei . . .“, kam es wie ein Amen aus bewegter Mädchenbrust. Vorbei . . . Alles Leiden und Zittern, alles Hoffen und Bangen der langen Zeit löste sich in diesem einen Worte — „Vorbei! . . .

Der Arzt wandte sich rasch, wie von einer Himmelsbotschaft berührt, um.

Eine Weile hielt er Miris Hand in der seinen und stumm ruhten ihre feuchten Augen ineinander.

Hans Eberlin nahm zuerst das Wort:

„Ich darf nicht überrascht tun. Es ist kein Zufall, dass ich hier bin . . . Bewusst und mit allem Vorbedacht arbeitete ich auf dieses Ziel los . . . Es war mein eigener Wunsch, gerade diesem Abschnitte zugeteilt zu werden, und ich erwarb mir das Recht, in die eroberte Stadt mit den ersten einziehen zu dürfen. Wusste ich doch meine Miri hier und fand sie mühelos, wo ich sie suchte . . . Und nun, Miri, ich kam, um mir die Antwort auf den Brief zu holen . . .“

„Sie ist im Briefe selbst enthalten“, hauchte sie kaum hörbar unter Tränen.

„Ja, wir gehören zueinander.“

„Zueinander“ flüsterte sie, wie in Angst, durch das Wort aus dem himmlischen Traum jäh gerissen zu werden.

„Und nun“, erhob er sich rasch, „wieder an die Arbeit mit dir, an meiner Seite. „Es war ein großer Herr“ — er wies auf den Toten hin — „ein Oberstleutnant“.

„Ja groß und mächtig“, sagte sie bedeutsam „und wir spürten alle seine Hand. Bei mir aber, Lieber, versagte seine Macht. Zwischen ihm und mir stand, wie jetzt, schützend und stärkend ein noch größerer und mächtigerer, der Alleinbesitzer meines Herzens, standest du . . .“

„Ich hörte schon hier ein wenig von euren Leiden, von deinen wirst du mir noch erzählen. Nun hat die Pein ein Ende.“

„Und auch dort harrt Jemand sehnsuchtsvoll deiner. Iwan Nowikow jammert nach einem neuen Verbands, einem deutschen Verbands . . .“, lachte Miri und führte Eberlin an das Bett des jungen Sibiriers, dessen Augen wie in letzter Erfüllung leuchteten.

---

Am folgenden Abend wurde im Rabbinerhause in einem kleinen Kreise von Freunden und einigen deutschen Offizieren offizielle Verlobung gefeiert. Die „Vier“ waren ebenfalls anwesend und sie hatten allerhand von ihren Erlebnissen und Eindrücken in ihrer „letzten“ Stunde zu erzählen.

„Helden“, raunte Miri ihrem Verlobten ins Ohr, verstohlen auf die Männer hinweisend, „die alle Leiden, ja schimpflichen Tod auf sich nahmen und mit ihrem Leben deiner Erwählten Ehre und Reinheit zu decken bereit waren . . .“

Eberlin drückte warm die Hand seiner Braut.

„Was musst du aber in diesen bösen Stunden empfunden haben, meine liebe, liebe Miri, meine stolze Heldin . . .“

„Nur ein Gefühl beherrschte mein Inneres, das Gefühl der Tochter Rabbi Chaninas, die des Befreiers harrete, dass er sie rein und stark fand . . . — Er kam . . .“

„Und fand sie rein und stark . . .“

Die Augen der ehrbaren einheimischen Gäste hingen voller Bewunderung und Verehrung an dem großgewachsenen, breitschultrigen und doch

so ganz und gar jüdischen jungen Ärzte in der schmucken Offiziersuniform. Und Abe Choker sagte fast feierlich, im Tone einer richtigen Rede:

„Wie glücklich das Land, dem seine Bürger, ohne Unterschied des Glaubens, so mit vollem Herzen dienen können. Und noch glücklicher unsere Brüder jenseits, die mit gutem Gewissen für eine heilige Sache und für ein Vaterland, das ihnen auch Heimat ist, kämpfen . . .“

Der wortkarge Itze Meier, der Müller, fühlte sich durch die Stimmung der Stunde ebenfalls zu einer Rede angeregt. Sie bestand nur in einigen abgerissenen Worten:

„Und wir? . . . Und nun? . . . Und jetzt, nach alldem? . . .“

Eberlin hörte aus diesen abgehackten Worten die stammelnde Sprache der Angst und Erwartung Hunderttausender, die bange Zukunftsfrage der polnischen Judentum. Und er erwiderte sehr ernst:

„Es ist zur Stunde schwer zu prophezeien, liebe Freunde, das Heute ist zu wenig im Gestern begründet, um sichere Gewähr für das Morgen zu bieten . . . Die Zukunft ist bei Gott. Aber wenn wir auch im Wanken der Erde den Glauben an den Weltenlenker und an Sinn und Ziel seiner Wahrung uns bewahrt haben — und das taten wir alle — so dürfen wir hoffen, dass die Nachtschatten von dieser unglücklichen Erde nun für immer gewichen sind

und der für unsere hartbedrängten Brüder herangekommene Morgen zum vollen, hellen Tage anwachsen wird . . .“

Alle sahen, wie in Erwartung einer Bestätigung aus berufenem Munde, zum Rabbi hinauf. Dieser erhob sich, und ehrfurchtvolle Stille trat im Raume ein. Er sprach leise und hüstelnd, mit gesenktem Haupte und vornübergebeugtem Körper. Er lehnte sich im Reden mit beiden Händen an den Tisch und rang nach Worten. Er sprach von der Not der Zeit, vom Leide der vergangenen Tage und von der Hilfe, die gekommen, von Zeichen und Wundern, deren lebendige Zeugen sie alle waren. Der Mensch sei mit seinem Leben und Leiden eine in sich abgeschlossene kleine Welt, vom gleichen obersten Lenker der Welt im Großen in all ihren Phasen durchforscht und geleitet. Über Feuer und Blut hinweg haben sich zwei Herzen gefunden. Es möge dies ein Bild im Kleinen sein von den letzten göttlichen seien der Menschenbeglückung, zu denen eine Menschheit durch Sturm und Drang, Not und Nacht geführt werde. . . Darauf sprach er noch im Besonderen von der göttlichen Gnade, die ihm und seinem Kinde geworden und von seinem, des Vaters, heißem Segen . . . Dann stockte auf einmal seine Stimme. Er hustete, rang nach Atem und gab statt der Worte einen unartikulierten Laut von sich, wobei er kraftlos in den Stuhl zurückfiel.

Eine unbeschreibliche Aufregung bemächtigte sich der Anwesenden. Man brachte den Rabbi

zu Bette. Aber Eberlin schüttelte sehr bedenklich das Haupt. Lautes Schluchzen der Gäste beschloss das frohe Mahl.

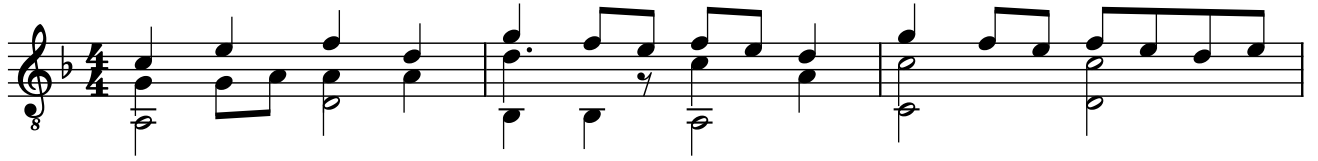
Die Erregung der letzten Tage war zu viel für das kranke Herz. Die Lähmung war mit der neuen Welle heißen Glückes eingetreten.

Und sein letztes Wort galt den Kindern. Es lautete: „Segen! . . .“

---

# Heimkehr

Annelie Weinberger  
Gitarrenversion:  
Heinz-Gerhard Greve 2026



### **Vögele der Maggid (eBook)**

Eine Geschichte aus dem Leben einer kleinen jüdischen Gemeinde  
von Aaron David Bernstein, 1864  
+ Vögele der Maggid für klassische Gitarre

### **Mendel Gibbor (eBook)**

von Aaron David Bernstein, 1865  
+ Mendel Gibbor für klassische Gitarre

### **Die vierte Galerie (eBook)**

Ein Wiener Roman  
von Oskar Rosenfeld, 1910  
+ Die vierte Galerie für klassische Gitarre

### **Tage und Nächte (eBook)**

Novellen  
von Oskar Rosenfeld, 1920  
+ Tage und Nächte für klassische Gitarre

### **Mendl Ruhig (eBook)**

Eine Erzählung aus dem mährischen Ghettoleben  
von Oskar Rosenfeld  
+ Mendl Ruhig für klassische Gitarre

### **Vom Cheder zur Werkstätte (eBook)**

Eine Erzählung aus dem Leben der Juden in Galizien von F. v. St. G.  
Moritz Friedländer, Wien 1885  
+ Vom Cheder zur Werkstätte für klassische Gitarre

### **Gedichte (eBook)**

von Ludwig Franz Meyer  
+ Ein Gedicht für klassische Gitarre

### **Polnische Juden (eBook)**

Geschichten und Bilder von Leo Herzberg-Fränkell,  
1888, dritte vermehrte Auflage  
+ Aus der vergangenen Zeit für klassische Gitarre

### **Eduard Kulke, Ausgewählte Werke (eBook)**

+ Musiknoten für das Stück Voskobari 167 für klassische Gitarre

### **Geschichte der Juden in Frankfurt a. M. (1150-1824) von I. Kracauer, 1. Band (eBook)**

+ Noten „Voskobari 139“ für klassische Gitarre

### **Geschichte der Juden in Frankfurt a. M. (1150-1824) von I. Kracauer, 2. Band (eBook)**

+ Noten „Voskobari 140“ für klassische Gitarre

### **Geschichte der Juden in Nürnberg und Fürth von Hugo Barbeck, 1878 (eBook)**

+ Noten „Voskobari 146“ für klassische Gitarre

**Für unsere Jugend. Ein Unterhaltungsbuch für israelitische Knaben und Mädchen.**

**Herausgegeben von E. Gut (eBook)**

+ Noten „Voskobari 143“ für klassische Gitarre

**Songs from the Ghetto By Morris Rosenfeld (eBook)**

**„Mein Judentum“ (eBook)**

Die hauptsächlichsten unterscheidenden Merkmale des Judentums und des Christentums. Für jung und alt dargestellt von Isaac Herzberg

+ Noten „Voskobari 145“ für klassische Gitarre

**Geschichte der Juden in Berlin von Ludwig Geiger, 1871 (eBook)**

+ Noten „Voskobari 148“ für klassische Gitarre

**Die Juden in Trier von Fritz Haubrich (eBook)**

+ Noten „Voskobari 149“ für klassische Gitarre

**Geschichte der Juden in Magdeburg von Dr. Moritz Spanier (eBook)**

+ Noten „Voskobari 150“ für klassische Gitarre

**Bilder aus der Vergangenheit der jüdischen Gemeinde Mainz von Dr. Siegmund Salfeld (eBook)**

+ Noten „Voskobari 160“ für klassische Gitarre

**11 Bücher von Ida Oppenheim (28.8.1864 – 19.10.1935) (eBook)**

+ Noten „Voskobari 151“ für klassische Gitarre

**8 Bücher von Isaak Herzberg (18.6.1857 – 6.11.1936) (eBook)**

+ Noten „Voskobari 152“ für klassische Gitarre

**Geschichte der Juden in Olmütz von Prof. Dr. Berthold Oppenheim (eBook)**

+ Noten „Voskobari 153“ für klassische Gitarre

**Märchen von Clara Michelson (eBook and paper book)**

+ Noten „Voskobari 142“ für klassische Gitarre

**Novellen von Clara Michelson (eBook and paper book)**

+ Noten „Voskobari 154“ für klassische Gitarre

**Jüdisches Kind aus dem Osten von Clara Michelson (eBook and paper book)**

+ Noten „Voskobari 136“ für klassische Gitarre

**Wölfleins Liebe, Roman aus dem Kinderleben, von Clara Michelson (eBook and paper book)**

+ Noten „Voskobari 157“ für klassische Gitarre

**Weitere Texte von Clara Michelson (eBook and paper book)**

+ Noten „Voskobari 158“ für klassische Gitarre

**Sünde wider den Geist von Clara Michelson (eBook and paper book)**

+ Noten „Voskobari 148“ für klassische Gitarre

**Bilder aus dem Leben jüdischer Sträflinge, von Abraham Guttman (eBook)**

+ Noten „Voskobari 141“ für klassische Gitarre

**Dorfjuden. Ernstes und Heiteres von Ostischen Leuten + Ostdeutsches Judentum.**

**Tradition einer Familie, von Heinrich Kurtzig (eBook)**

+ Noten „Voskobari 159“ für klassische Gitarre

**Das Mädchen von Tanger. Einer wahren Begebenheit nacherzählt, von Dr. W. Herzberg (eBook)**

+ Noten „Voskobari 155“ für klassische Gitarre

**Wenn das Glück will. Eine Erzählung aus dem Orient von S. D. Weiskopf (eBook)**

+ Noten „Voskobari 137“ für klassische Gitarre

**Zwei Generationen. Erzählungen + Vom östlichen Judentum. Religiöses, Literarisches, Politisches, von M. J. Bin Gorion (eBook)**

+ Noten „Voskobari 164“ für klassische Gitarre

**Kinder des Ghetto Band I/II + Tragödien des Ghetto, von Israel Zangwill (eBook)**

+ Noten „Voskobari 272“ für klassische Gitarre

**Geschichte der badischen Juden seit der Regierung Karl Friedrichs (1738-1909)**

**+ Juden Freiburg i. B., von Adolf Lewin (eBook)**

+ Noten „Voskobari 279“ für klassische Gitarre

**Die Judenmassacres in Kischinew von Berthold Feiwel (eBook)**

+ Noten „Voskobari 277“ für klassische Gitarre

**Clara Michelson (1881-1942), Zwei Werke in Jiddisch und Deutsch (eBook)**

Jüdisches Kind aus dem Osten / (Di Yidishe Neshome) די יידישע נשמה

Der Baum und der Vogel / דער בױם און דער פֿױגל

+ Noten „Voskobari 136“ und „The Song Of The Bird“ für klassische Gitarre

**„Der Baum und der Vogel“ von Clara Michelson (1881-1942) auf Deutsch, Englisch, Französisch, Hebräisch, Jiddisch und Russisch (eBook)**

+ Noten „The Song Of The Bird“ für klassische Gitarre

**Clara Michelson (1881-1942), ENFANT JUIF DE L'EST (Jüdisches Kind aus dem Osten), L'ARBRE ET L'OISEAU (Der Baum und der Vogel) (eBook)**

+ Sheet music The Song Of The Bird for classical guitar

**Liebesgeschichten aus vielen Ländern von Meir Aron Goldschmidt (eBook)**

+ Musiknoten für das Stück „Voskobari 161“ für klassische Gitarre

**Altneue Menschen, Ein Judenroman von Karl Teller (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 164“ für klassische Gitarre

**Ver Sacrum, Roman einsamer Mädchen von Karl Teller (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 419“ für klassische Gitarre

**Eva, Roman von Karl Teller (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 276“ für klassische Gitarre

**Kindertage, Erinnerungen aus einem jüdischen Lehrerhaus von Samuel Blach (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 138“ für klassische Gitarre

**Aus Vergangenheit und Gegenwart, 1. + 2. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 282“ für klassische Gitarre

**Aus Vergangenheit und Gegenwart, 3. + 4. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 291“ für klassische Gitarre

**Aus Vergangenheit und Gegenwart, 5. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 286“ für klassische Gitarre

**Aus Vergangenheit und Gegenwart, 6. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 301“ für klassische Gitarre

**Fünf Wochen in Brody unter jüdisch-russischen Emigranten. Ein Beitrag zur Geschichte der russischen Judenverfolgung von M. Friedländer (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 300“ für klassische Gitarre

**Die russischen Judenverfolgungen. Fünfzehn Briefe aus Süd-Russland (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 275“ für klassische Gitarre

**Die Judenstadt von Lublin von Majer Balaban (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 292“ für klassische Gitarre

**Ostjüdische Legenden von Jonas Kreppel (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 298“ für klassische Gitarre

**Der Rabbi von Liegnitz von Ascher Sammter (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 417“ für klassische Gitarre

**Sieben Bücher von Arthur Silbergleit (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 389“ für klassische Gitarre

**Sieben Bücher von Else Croner (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 412“ für klassische Gitarre

**Von polnischen Juden (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 392“ für klassische Gitarre

**Moses Pipenbrinks Abenteuer. Die seltsamen Erlebnisse eines kleinen jüdischen Jungen von C. Z. Klötzel (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 422“ für klassische Gitarre

**Deutscher Kinderfreund für Israeliten (Seiten 1-104) von Dr. S. Werxheimer (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 414“ für klassische Gitarre

**Fünf Bücher von Jizchok-Leib-Perez (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 401“ für klassische Gitarre

**Sammlung preisgekrönter Märchen (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 424“ für klassische Gitarre

**Träumer des Ghetto, Band I/II, von Israel Zangwill (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 283“ für klassische Gitarre

**Die Familie y Aguillar, Erzählung von Dr. M. Lehmann (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 426“ für klassische Gitarre

**Jüdische Sagen und Legenden für jung und alt, gesammelt und wiedererzählt von Dr. Bernhard Kuttner, 1. – 6. Bändchen (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 396“ für klassische Gitarre

**Am Bahnhof und andere Novellen von Dowid Bergelson (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 411“ für klassische Gitarre

**Jossele, Aus dem polnisch-jüdischen Jargon nach einer Erzählung von Jakob Dieneson frei bearbeitet, von Albert Katz (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 647“ für klassische Gitarre

**Sippurim, Sammlung jüdischer Volkssagen, Erzählungen, Mythen, Chroniken, Denkwürdigkeiten und Biographien berühmter Juden, 1. – 8. Bändchen (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 651“ für klassische Gitarre

**Gedichte von Anna Joachimsthal-Schwabe (eBook)**

+ Noten für das Stück „Voskobari 650“ für klassische Gitarre

**Das Baby-Liederbuch von Tom Freud (eBook)**

**Der Schlafgott, Aus der Märchensammlung von Hans Christian Andersen, illustriert von Suska (Anny Engelmann) (eBook)**

+ Noten für klassische Gitarre Heinz-Gerhard Greve (2023)

**Von Kindern und Tieren, Bilder von Suska (Anny Engelmann), Ohne Text, dafür passende Noten für klassische Gitarre Heinz-Gerhard Greve (2023) (eBook)**

**Der Kinder Bunte Welt in Garten, Haus und Feld, Verse von verschiedenen Dichtern, Mit Bildern von Anny Engelmann, 1928, Neu bearbeitet von Heinz-Gerhard Greve (2023)**

+ Noten für das Stück „Old And New“ für klassische Gitarre (eBook)

**6 Bücher illustriert von Suska (Anny Engelmann) inkl. Noten für klassische Gitarre Heinz-Gerhard Greve (eBook)**

**Das ist meine Welt!, an illustration by Anny Engelmann (1897-1942)**

+ Voskobari 861, composed 2025 for classical guitar (eBook)

**Ein Tag im Haushalt illustriert von Anny Engelmann (1897-1942)**

+ Noten für das Stück Voskobari 666 für klassische Gitarre (eBook)

**Wittewoll schlafen, Gedicht von Paula Dehmel, Komponist: M. Georg Winter (eBook)**

**3 Bücher illustriert von Hilde Koch (eBook)**

**Zwei Werke von Rahel Meyer (1806-1874): Rachel, Eine biographische Novelle von der Verfasserin der "Zwei Schwestern", 1859 / Zwei Schwestern, Ein Roman, 1853**

+ Noten für das Stück Voskobari 663 für klassische Gitarre (eBook)

**Zwei Romane von Rahel Meyer (1806-1874): Wider die Natur, 1863 / In Banden frei, 1865**

+ Noten für das Stück Voskobari 632 für klassische Gitarre (eBook)

**Spatz macht sich, von Meta Samson, Illustrationen von Lilly Szkolny, 1938**

+ Noten für das Stück "Voskobari 654" für klassische Gitarre (eBook)

**4 Bücher von Emma Bonn (1879-1942), Abkehr / Das blinde Geschlecht / Kind im Spiegel / Sonne im Westen**

inkl. Noten für klassische Gitarre, Heinz-Gerhard Greve (2025) (eBook)

**Das Tränentuch / Der tote Herr Sörensen, von Emma Bonn (1879-1942)**

+ Noten für das Stück Voskobari 640 für klassische Gitarre (eBook)

**Die Verirrten, von Emma Bonn (1879-1942)**

+ Noten für das Stück Voskobari 644 für klassische Gitarre (eBook)

**Die Mündung, von Emma Bonn (1879-1942)**

+ Noten für das Stück Voskobari 656 für klassische Gitarre (eBook)

**Feiertagsmärchen, von Frieda Mehler (1871-1943) (eBook)**

**Wir, von Frieda Mehler (1871-1943)**

+ Noten für das Stück Voskobari 733 für klassische Gitarre (eBook)

**Von Wege, von Frieda Mehler (1871-1943)**

+ Noten für das Stück Voskobari 738 für klassische Gitarre (eBook)

**Mirjams Wundergarten, von Setta-Cohn Richter (1891-1943)**

+ Noten für das Stück Voskobari 715 für klassische Gitarre (eBook)

**In der Dämmerstunde, von Jenny Bergmann (1895-1944)**

+ Noten für das Stück Voskobari 749 für klassische Gitarre (eBook)

**Kriegsbriefe deutscher und österreichischer Juden, herausgegeben von Dr. Eugen Tannenbaum**

+ Noten für das Stück Voskobari 736 für klassische Gitarre (eBook)

**Drei Tage in Jüdisch-Russland, von Dr. Isaak Rülff**

+ Noten für das Stück „Das Pferd“ für klassische Gitarre (eBook)

**Der Dybuk, Dramatische Legende in vier Akten, von Salomon Anski**

+ Noten für das Stück „Dornröschens Hofball“ für klassische Gitarre (eBook)

**Unter jüdische Proletariern, Reiseschilderungen aus Ostgalizien und Russlan, von Saul Raphael Landau**

+ Noten für das Stück „Mailied“ für klassische Gitarre (eBook)

**Der Sohn des Hofagenten, von Heinrich Reuß**

+ Noten für das Stück „Zwergenschmiede“ für klassische Gitarre (eBook)

**Aus dem Tagebuch einer jüdischen Studentin, von Dr. Raphael Breuer**

+ Noten für das Stück „Hexenritt“ für klassische Gitarre (eBook)

**Gut Jomtob!, von Lion Wolff**

+ Noten für das Stück „Gut Jomtob“ für klassische Gitarre (eBook)

**Sheet music of Musikverlag Ulrich Greve:**

14 Songs By Mordechai Gebirtig, arranged for classical guitar, 3 <sup>rd</sup> edition	eBook	UG 1038
	Paper book	UG 1039
14 Songs By Mark Warshawsky, arranged for classical guitar	eBook	UG 1253
	Paper book	UG 1254
14 Yiddish Love Songs, arranged for classical guitar	eBook	UG 1255
	Paper book	UG 1256
14 Yiddish Songs, arranged for classical guitar	eBook	UG 1258
	Paper book	UG 1259
12 Yiddish Cradle Songs, arranged for classical guitar	eBook	UG 1260
	Paper book	UG 1261
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, 2 <sup>nd</sup> Edition, 18 Pieces*	eBook	UG 1026
	Paper book	UG 1027
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Second Book, 2 <sup>nd</sup> Edition, 13 Pieces*	eBook	UG 1028
	Paper book	UG 1029
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Third Book, 2 <sup>nd</sup> Edition, 12 Pieces*	eBook	UG 1030
	Paper book	UG 1031

Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Fourth Book, 2 <sup>nd</sup> Edition, 12 Pieces*	eBook Paper book	UG 1032 UG 1033
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Fifth Book, 2 <sup>nd</sup> Edition, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1034 UG 1035
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Sixth Book, 2 <sup>nd</sup> Edition, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1036 UG 1037
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Seventh Book, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1040 UG 1041
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Eighth Book, 11 Pieces*	eBook Paper book	UG 1042 UG 1043
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Ninth Book, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1044 UG 1045
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Tenth Book, 12 Pieces*	eBook Paper book	UG 1055 UG 1056
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Eleventh Book, 26 Pieces*	eBook Paper book	UG 1110 UG 1111
An Old Man / ἀνδρεῖος, 2 pieces for 10-string classical guitar*	eBook	UG 1095
Music for 10-string Classical Guitar inspired by a Retirement Home 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1146 UG 1147
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Women 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1154 UG 1155
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Clouds 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1171 UG 1172
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Ways 20 Pieces*	eBook Paper book	UG 1176 UG 1177
Music for 10-string Classical Guitar inspired by the Curves of Guitars 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1181 UG 1182
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Moments 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1197 UG 1198
Music for 10-string Classical Guitar inspired by the end of the 10-string guitar 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1203 UG 1204
Old Man Suite (ἀνδρεῖος / An Old Man / Mr Hiller's Hill) dedicated to Andreas Hiller*	eBook Paper book	UG 1158 UG 1159
YEPES Suite for Andreas Hiller*	eBook Paper book	UG 1205 UG 1206
Beautiful Music For 6-string Classical Guitar, 2 <sup>nd</sup> edition, 14 Pieces*	eBook Paper book	UG 1024 UG 1025

Beautiful Music For 6-string Classical Guitar, Second Book, 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1092 UG 1093
Classical Guitar Music inspired by a Retirement Home 36 Pieces*	eBook Paper book	UG 1142 UG 1143
Classical Guitar Music inspired by Clouds 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1160 UG 1161
Classical Guitar Music In A House 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1211 UG 1212
Classical Guitar Music In An Unknown Chamber 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1225 UG 1226
Interludes 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1240 UG 1241
Original Pieces For 10-string Guitar, Compilation of books „Beautiful Music For 10-string Classical Guitar“ 1 to 9 + 5 extra pieces + New compositions for 6-string classical guitar + 14 Songs By Mordechai Gebirtig, arranged for classical guitar + One new composition for Renaissance and one for Baroque lute	eBook Paper book	UG 1053 UG 1054
New Original Music For 11-string Alto Guitar, 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1049 UG 1050
New Original Music For 11-string Alto Guitar, Second Book, 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1062 UG 1063
New Original Music For 11-string Alto Guitar, Third Book, 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1089 UG 1090
New Original Music For 13-string Classical Guitar, First Book (baroque tuning in D minor), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1058 UG 1059
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Second Book (baroque tuning in D minor), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1060 UG 1061
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Third Book (regular e tuning), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1064 UG 1065
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Fourth Book (regular e tuning), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1067 UG 1068
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Fifth Book (baroque tuning in D minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1069 UG 1070
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Sixth Book (baroque tuning in D minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1076 UG 1077
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Seventh Book (baroque tuning in D minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1112 UG 1113
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Eighth Book (e tuning), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1114 UG 1115

Barock Mood, Original Music For 13-string Classical Guitar (baroque tuning in d minor), 40 Pieces*	eBook	UG 1187
	Paper book	UG 1188
Awesome music for 13-string guitar (D minor tuning), 40 Pieces*	eBook	UG 1216
	Paper book	UG 1217
New Beautiful Duets For 6- and 10-string Classical Guitar, First + Second Book 20 Pieces*	eBook	UG 1079
	Paper book	UG 1080
New Beautiful Duets For 6-string Classical and 11-string Alto Guitar, 10 Pieces*	eBook	UG 1083
	Paper book	UG 1084

**Noten und Bücher zum kostenlosen Download hier:**

<https://ulrich-greve.eu/free/others.html>

\* *Composer: Heinz-Gerhard Greve*